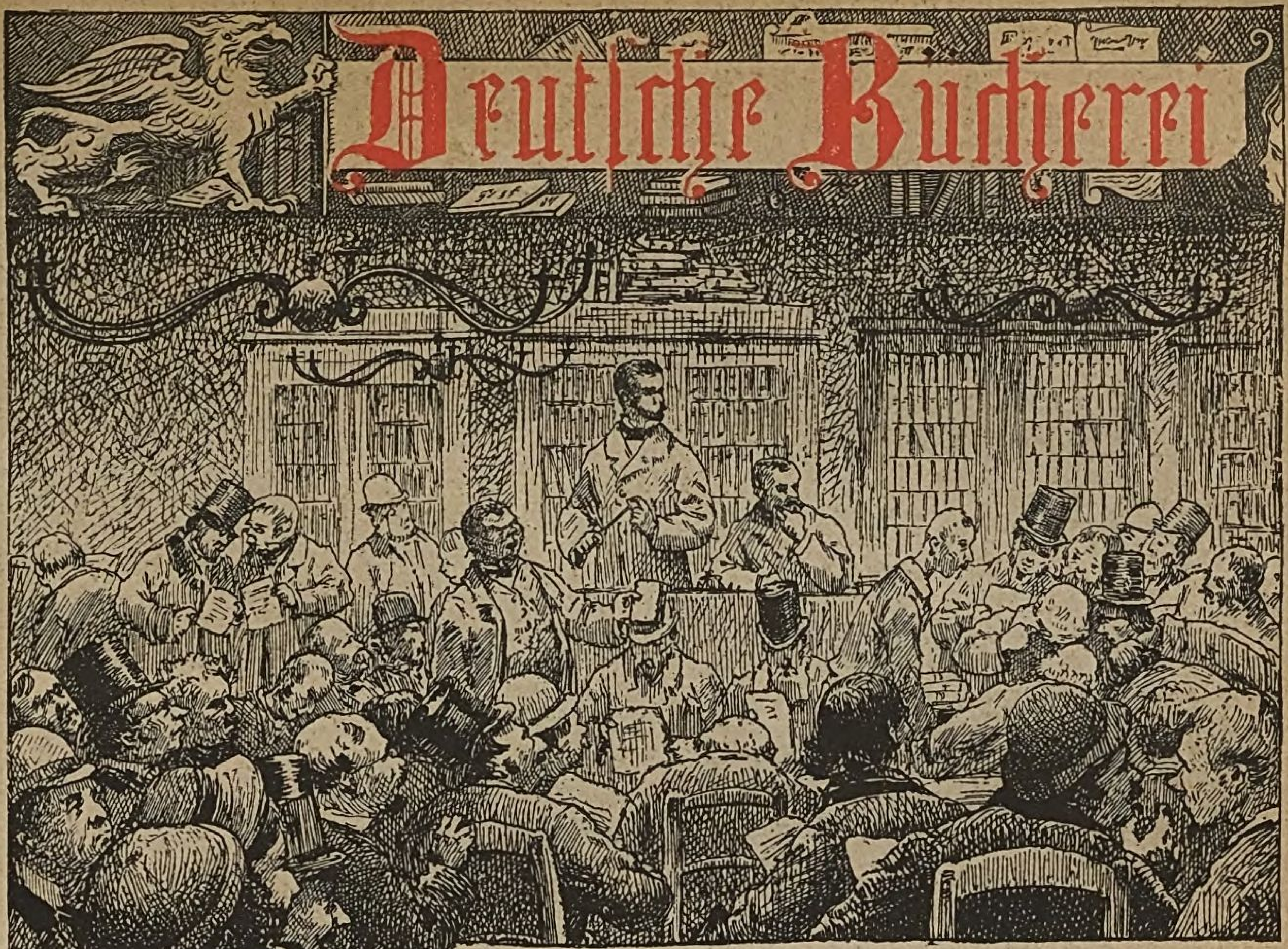
XXVIII. Preis 1 Mark.





(in zwanglosen Heften).

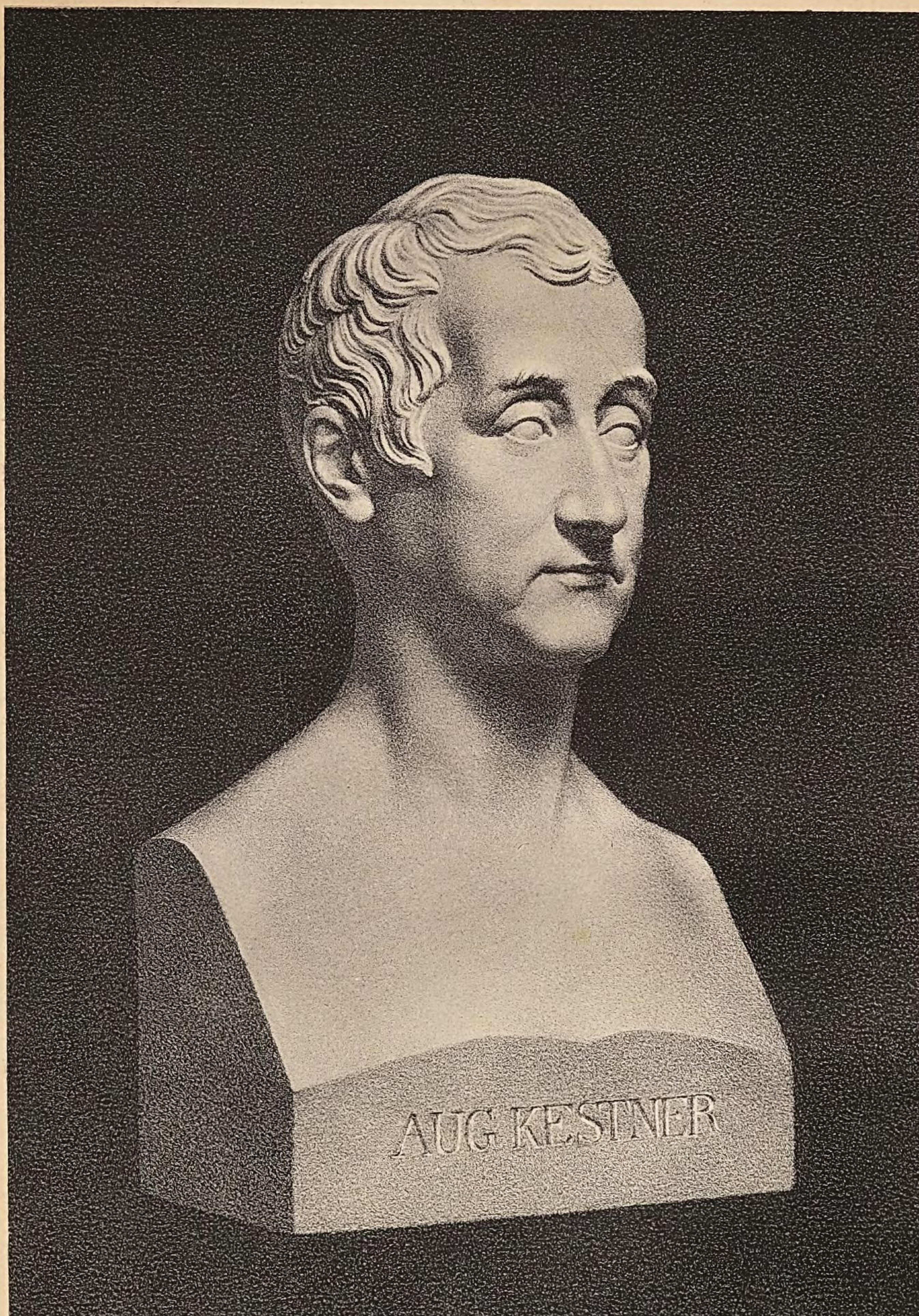
Der römische Kestner.

Von

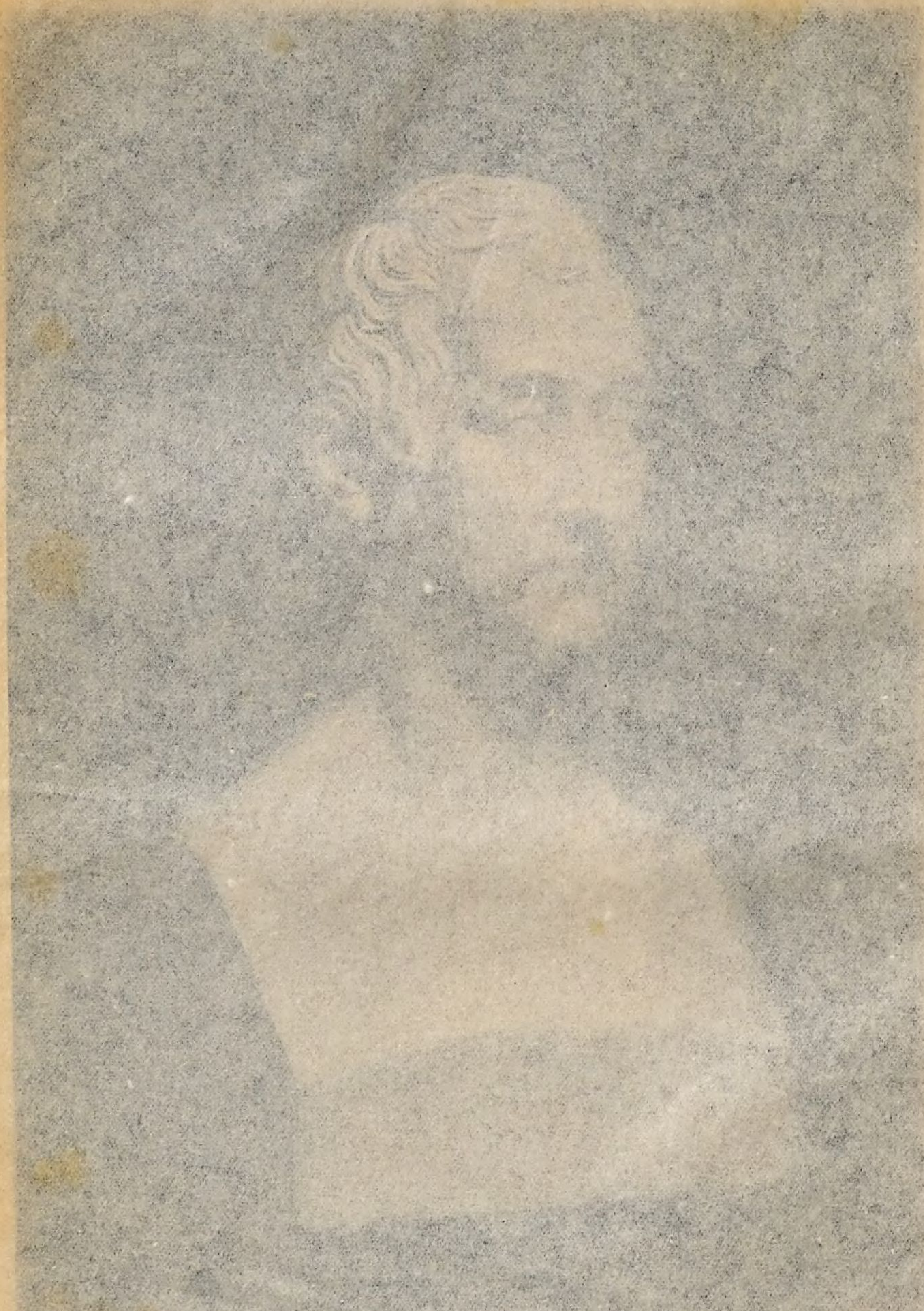
Otto Mejer.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Preis 1 Mark.


AUG KESTNER

Deutsche Bücherei



Deutsche Bücherei.

Deutsche Bücherei.

Der römische Kestner.

Von

Otto Mejer.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

I.

Von 1777—1817.

Aus der Generation deutscher Reisender und Künstler, die Rom vor den fünfziger Jahren gesehen haben, werden wenige sein, denen nicht, wenn sie den Namen der Ueberschrift lesen, ein heiterer Sonnenstrahl wohlthuender Erinnerung in die Seele fiele. Denn er ruft ihnen einen Mann zurück, dem, wenn sie ihn gekannt haben — und wer von Denen, die in den Jahren von 1820 bis 1850 mehr als nur flüchtig in Rom waren, hätte ihn nicht gekannt — sie unzweifelhaft für irgend etwas Gutes dankbar sind, das er ihnen erwiesen hat, und erwiesen in einer Art, die wohlwollender, gütiger, liebenswürdiger, um dies jetzt viel mißbrauchte Wort einmal an richtiger Stelle zu gebrauchen, nicht gedacht werden konnte.

Kestner hat am Ende seines Lebens in seinen kunstgeschichtlich-ästhetischen „Römischen Studien" (Berlin 1850) Einiges aus seinem Leben und Wirken in Rom autobiographisch festgehalten. Eine Richtung dieses Wirkens, welche er dabei unberührt läßt, hat uns vor Kurzem die Denkschrift vorgeführt, mit welcher dort 1879 das fünfzigjährige Bestehen des von ihm mit gestifteten und später durch eine Reihe von Jahren präsidirten Archäologischen Institutes gefeiert wurde. Wollte man aus diesen beiden Schilderungen aber schließen, seine wesentliche Bedeutung habe in seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie gelegen, so wäre dies, wenn auch der Werth seines Wirkens in jenen Richtungen keineswegs unterschätzt werden darf, doch ein Irrthum. Kestners Hauptbedeutung lag nicht in Dem, was er that, sondern in Dem, was er war. — Dieser seiner Persönlichkeit und ihres Bildungsganges zu gedenken, sei einem der Aelteren, die sie noch gekannt haben, gestattet. Denen, die mit mir im gleichen Falle sind, hoffe

ich eine Freude der Erinnerung damit zu bereiten, den Jüngeren aber möchte ich das Bild eines Mannes überliefern, wie es heute in bürgerlichen Kreisen kaum noch einen geben wird. Wir haben in diesen Kreisen die Ruhe nicht mehr, dergleichen Persönlichkeiten auszubilden. Und doch ist ihr Andenken nicht blos biographisch, sondern auch culturhistorisch von Belang. Allerdings werden die folgenden Blätter sich begnügen müssen, Umrisse zu geben, die gelegentlich an Einzelpunkten ausgeführtere sind, da sie aber zum größeren Theile auf bisher unbenützten Quellen beruhen, welche die Familie Kestner die Güte gehabt hat zur Verfügung zu stellen, so haben sie mindestens den Werth dieses interessanten Materials.

In der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kurfürstenthums Hannover welche seit 1714 von ihren nach London übergesiedelten Fürsten verlassen worden war, die aber nichtsdestoweniger noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch eine mit allen Ober- und Unterchargen bis zu den Tafeldeckern und Küchenjungen hinab ausgestattete Hofhaltung hatte, war in den siebenziger und achtziger Jahren desselben die Gesellschaft noch streng geschieden in die drei Kreise des Adels, des Zweiten Ranges und der Bürgerschaft. Zum Adel wurde blos die alte Ritterschaft des Landes gerechnet, welcher sämmtliche obere Stellen in den Regierungscollegien zufielen, und von der die Verwaltung des Kurfürstenthums mehr als vom Landesherrn geleitet ward. Den Zweiten Rang bildete die bürgerliche oder neuadelige obere Beamtenschaft. Wer nicht zu ihr gehörte, oder auch, obwohl dem Amte nach ihr angehörig, doch gesellschaftlich in ihrem Kreise nicht aufgenommen war, gehörte mit der wohlhabenden Kaufmannschaft zusammen zur bürgerlichen Gesellschaft. Diese Sonderung gestattete zwar Ausnahmen, und namentlich liebten ausgezeichnete jüngere Männer vom Adel, wie z. B. der spätere Fürst Hardenberg, damals Kammerrath in Hannover, der Kriegsrath Franz v. Reden, später hannöverscher Gesandter in Rom und Berlin, die Söhne des Geheimen Rathes v. Bremer, von denen der eine auch wieder Minister gewesen ist, — den „Cirkel" des Zweiten Ranges zu besuchen. Aber im Allgemeinen wurde die Scheidung streng aufrecht erhalten, und hatte die Wirkung, jeden einzelnen der drei Gesellschaftskreise, indem sie ihn wesentlich auf sich anwies, näher einander-zuschließen, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Im Zweiten Range gab es in den Jahren, von welchen die Rede ist, eine nicht geringe Zahl von Männern, deren Interessen nicht auf ihr Amt, beschränkt, sondern einer oder der anderen idealeren Beschäftigung mit Lebhaftigkeit zugewandt waren. Man hatte Zeit und Geld dazu, denn die oberen hannöverschen Beamten waren gut besoldet und hatten wenig zu thun. So finden wir um 1775 und folg. nicht blos den bekannten Arzt Hofrath Joh. Geo. Zimmermann (geb. 1728) mit populär-philosophischer Schriftstellerei über Nationalstolz, Einsamkeit und dgl. m. beschäftigt und mit Allem was in Deutschland für geistreich galt, zusammenhängend, oder den Bergcommissair Joh. Gerh. Reinh. Andreä (geb. 1724, Apotheker), den Verfasser

damals viel gelesener Schweizerbriefe, Naturstudien treibend, sondern auch der Geheime Canzleisecretair Hofrath Brandes (geb. 1719), viel genannt als vortragender Rath für die Universität Göttingen und als Schwiegervater Heynes und Blumenbachs, schreibt, indem er in einer über die Verhältnisse des Privatmannes beinahe hinausgehenden Weise Kupferstiche und Bücher sammelt, für die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und für die Göttinger gelehrten Anzeigen, der Kriegssecretair Ramberg übt Portraitmalerei und giebt seinem berühmteren Sohne Unterricht in der Perspective, der Consistorialrath Joh. Adolf Schlegel (geb. 1719), gleichfalls durch seine zwei jüngsten Söhne, die Romantiker, vorzugsweise bekannt, hat Lust und Zeit zu theologischer, der Kammermeister, später westphälische Baron Patje zu historischer und nationalökonomischer Schriftstellerei. Gleichzeitig wendete eine jüngere Generation sich dem poetisch-philosophischen Aufschwunge des Jahrhunderts zu. Der Stabssecretair Heinr. Chrn. Boie (geb. 1744), Begründer des Göttinger Musenalmanaches und Mittelpunkt einer ausgedehnten poetischen Verbrüderung, redigirte mit Dohm, der gleichfalls eine Zeit lang in Hannover gelebt hat, das deutsche Museum, und erhielt Beiträge dazu von allen damaligen deutschliterarischen Größen, — der Hofrath Geo. Ernst Rüling publicirte Trauerspiele und Gedichte, der Geh. Canzleisecretair Höpfner, Bruder des Gießener Juristen und Freund von Jenny von Vogts, der Tochter Mösers, beschäftigte sich mit Allem, was die schöne Literatur anging, so umfänglich, eingehend und anregend, daß er, obwohl er nicht schriftstellerte, hier dennoch genannt werden muß. Er hing nahe mit dem Münsterschen Sprickmann zusammen und führte ihn gelegentlich in den Hannoverischen Kreis ein. Etwa zehn Jahre jünger als Boie, und sämmtlich eng mit seinen Interessen verwoben, waren von den Mitgliedern des Zweiten Ranges die Geh. Canzleisecretaire Klockenbring, der Aufsätze vermischten Inhalts in verschiedenen Zeitschriften lieferte, und Ernst Brandes, Georgs Sohn, der seine Beobachtungen über Politik, Sitten und Literatur mitzutheilen pflegte, bald in kürzerer Fassung, wie sie durch den englischen Spectator üblich geworden war, bald in ausführlicheren selbständigen Werken, immer verständig und billig, — ferner der Hofgerichtsassessor Fr. Wilh. Basil. von Ramdohr, in späterer Zeit als Kunstschriftsteller bekannt, damals die Malerei mit Eifer praktisch übend, — und Aug. Wilh. Rehberg, Steins Freund, welcher nur noch „der junge Rehberg“ ohne Weiteres hieß, denn er suchte, obwohl er den philosophischen Preis der Berliner Akademie gewonnen hatte, vergebens Anstellung in seiner Heimathstadt: der Geh. Rath v. d. Bußsche hatte von ihm gesagt, solche „gute Köpfe“ seien keine guten Beamten, und man könne sie in Hannover nicht gebrauchen. Erst später hat er sich als guten und zeitweilig sogar als besten Beamten des hannoverschen Ministeriums doch bewährt, bis er durch die Nachfolger des Herrn v. d. Bußsche aus demselben wiederum hinausgeschoben ward. Seine Schriftstellerei war der von Ernst Brandes ähnlich, nur daß er Alles nach dem Maße Kants beurtheilte und

daß er mit mehr persönlicher Schärfe schrieb. Wenn man, um Geringerer nicht zu gedenken, zu den Genannten nur noch den Hofrath Wilh. Aug. Rudloff und den Arzt Heiner. Matth. Marcard, beide 1747 geboren, hinzufügt, jener, der früher Professor in Bützow gewesen und durch Pütter nach Hannover gekommen war, in der staatswissenschaftlichen Literatur thätig und noch jetzt mit Ehren darin genannt, dieser als Arzt ein Schüler und Anhänger Zimmermanns, neben seinen medicinischen Büchern auch Belletristisches schreibend, und später durch seinen Antheil an Kotzebues „Bahrdt mit der eisernen Stirne" übel berufen, so ergiebt sich die reiche Mannigfaltigkeit der in diesem einen Hannoverschen Kreise damals zusammenlebenden literarischen Interessen zugewendeten geistigen Kräfte. — Thatsächlich regierten sie das Land: denn diese „Secretaire" hatten den Vortrag vorzubereiten und gewöhnlich auch zu halten, auf Grund dessen von dem adeligen Collegium entschieden ward, und da sie durch die Beziehungen Hannovers zu England das Gefühl des Zusammenhanges mit der großen Welt gewannen, so besaßen sie ein Selbstbewußtsein geistiger Vornehmheit, das in dem gewohnten gleichmäßigen Fortgange des hoflosen Residenzlebens sich mit Ruhe bewegen konnte, und das den Cirkeln des „Zweiten Ranges", denen auch ausgezeichnete Frauen nicht fehlten, ihren eigenthümlichen Charakter gab.

Zu diesem Kreise gehörten Kestners Eltern; und für seinen Lebensgang ist entscheidend gewesen, daß er aus ihm hervorgegangen ist. Sein Vater war der Archivsecretair, später Archivar und Hofrath Johann Christian Kestner, seine Mutter war Charlotte, die schöne Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff aus Wetzlar. Beide Eltern sind aus Goethes Jugendfreundschaft mit ihnen und aus den Briefen des Dichters bekannt, welche deren unvergängliches edles Denkmal bilden: „Goethe und Werther" Stuttg. 1854. August Kestner — genauer Georg August Christian — war ihr am 28. Novb. 1777 geborener vierter Sohn. Mit allen den hervorragenden Männern, deren vorhin erwähnt ist, stand das Kestnersche Haus, das des Glanzes der Goetheschen Freundschaft vielleicht nicht bedurft hätte, doch aber durch diesen Glanz vor andern ausgezeichnet war, in näheren oder entfernteren Zusammenhängen; namentlich die jüngeren Mitglieder des Kreises hatten dort lebendigen Verkehr; besonders nahe standen dem Hause Ramdohr und später Ernst Brandes, mit dessen beiden göttinger Schwestern Charlotte Kestner gleichaltrig und eng befreundet war; kaum eines der Interessen dieser lebhaft und tüchtig angeregten jüngeren Welt aber könnte es geben, von dem es nicht Antheil nehmend berührt wurde.

Unter solchen Eindrücken wuchs August Kestner, mit vielen Geschwistern von Hauslehrern unterrichtet und sorgfältig erzogen, auf, und ging dann (Michaelis 1796), um Jurisprudenz zu studiren, nach Göttingen. Er verkehrte dort namentlich in den Familien Heyne und Blumenbach und schloß mit dem Sohne der letzteren eine Freundschaft fürs Leben. Und hier erkennen wir zuerst, daß, wir wissen nicht im Einzelnen, wie, er von dem Strome

der Romantik ergriffen war, die damals mächtig wurde. Schwerlich haben die Brüder Schlegel, von denen Wilhelm zehn, Friedrich fünf Jahre älter war als Kestner, persönlich einen Einfluß darauf gehabt. Aber wie Letzterer, der Musik von Jugend her gewonnen, Theorie und Geschichte derselben in Göttingen unter dem trefflichen Forkel treibt, so sammelt er mit seinem Freunde Blumenbach schon 1799 Volkslieder und Volksmelodien; und wie er, ein eifriger Zeichner, Geschichte der Malerei bei Fiorillo hört und sich durch fleißiges Durchzeichnen sichere Anschauungen darin zu erwerben bestrebt ist, so sehen wir ihn bald Riepenhausensche Zeichnungen nach Giotto, Simon Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino u. A. die ersten, durch welche die Kunst der vorrafaelischen Meister in Norddeutschland wieder bekannter ward, mit Liebe copiren. Ob dergleichen durch „Sternbalds Wanderungen", durch die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und Aehnliches angeregt war, steht zu bezweifeln: gewiß ist, daß jene während Kestners Göttinger Studienzeit erschienenen Schriften bereiten Boden bei ihm fanden. Auch daß von Dichtern er vor allen durch Goethe und Shakespeare angezogen war, ist in Uebereinstimmung mit der romantischen Schule. — Sonst steht aus Kestners Studentenjahren blos zu melden, daß er seine Jurisprudenz gewissenhaft trieb so viel er mußte, und daß er einmal bei einem Ehrenhandel für einen theologischen Freund mit dem Schläger ritterlich eintrat.

Im Herbste 1799 kehrte er nach Hannover zurück, bestand seine Staatsprüfung, und war eben Auditor beim Hofgerichte geworden, als er seinen Vater verlor (24. Mai 1800). Mit der von allen ihren Kindern innig verehrten Mutter und den jüngeren Geschwistern hierauf zusammenlebend und in den Beschränkungen sich bewegend, welche eine zarte Gesundheit auflegt, erwarb er dann zwar beim Hofgericht die Zufriedenheit seines Präsidenten; aber sein Herz und seine freien Stunden gehörten der Poesie, der Musik — er war ein ausgezeichneter Sänger zur Guitarre —, und vor Allem der Malerei, welcher er so leidenschaftlich anhing, daß er wieder und wieder erwog, ob es nicht thunlich sei, sich ihr nun ganz zu widmen. Vorläufig indeß bewarb er sich (Februar 1803), in der Hoffnung, „zur Erleichterung einer Mutter von elf durchaus noch unversorgten Kindern schneller zu reussiren", um die Anstellung als geheimer Canzleisecretair, erhielt sie im April desselben Jahres, und rückte in diesem Amte während der gerade damals hereinbrechenden erst französischen, dann preußischen, dann wieder französischen Zeit, während deren die hannoverischen Behörden, und so auch die dem Geheimen Raths-Collegium, oder, wie es seit 1803 hieß, Ministerium attachirte Geheime Canzlei, bestehen blieben, die nächsten fünf Jahre hindurch langsam vorwärts: 1807 bekam er die Consistorialexpedition. Auch wurde er einmal verwendet, Gelder, die man vor den Franzosen retten wollte, nach Hamburg in Sicherheit zu bringen, und er erwarb dabei das Lob größter Vorsicht und Uneigennützigkeit. Sonst waren es lediglich ein paar Erholungs- und Badereisen — nach dem Harz, nach Wetzlar, nach Travemünde —, die ihn von Hannover wegführten.

Auf einer dieser Badereisen nach Travemünde, 1805, auf der auch bei Lübecker Freunden ein Aufenthalt gemacht wurde, hatte Kestner jene nach den Copien der Riepenhausen gemachten Zeichnungen von Werken italienischer Meister mitgenommen, und noch in seinen spätesten Jahren erinnerte er sich mit Freuden daran (Römische Studien S. 110 f.), wie er durch dieselben dem fünfzehnjährigen Overbeck, der bis dahin mangelhaften Unterricht gehabt hatte, eine neue, rasch verstandene und für immer ergriffene Kunstwelt aufschloß. In Zahns Jahrbuch der Kunstwissenschaft (Jahrgang 3, 1870. S. 224 fg.) sind zwei darauf bezügliche Jugendbriefe Overbecks, der eine, ein glühender Dankbrief vom 1. August 1805, der andere, ein Brief vom 24 März 1810, im Augenblick der Uebersiedelung Overbecks von Wien nach Rom geschrieben, eine Rechnungslegung über Wiener Studien. „Lebhaft," heißt es in diesem zweiten Briefe, „tritt, indem ich schreibe, die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie meine Gefühle über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Mederschen Garten im Laubgang auf- und abgingen, wie ein Engel vom Himmel Worte der Seligkeit sprachen über Malerei und Dichtkunst, Dinge, die ich bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand. Wirklich macht Ihre Bekanntschaft eine bedeutende Epoche in meinem Leben; so kurz auch der Umgang mit Ihnen war, so vorüberrauschend auch der himmlische Genuß selber war, so ließ er doch Eindrücke zurück, die unauslöschbar waren, und hatte auf mich als Künstler und mithin auch als Mensch den bedeutendsten Einfluß." „Die ganze Phantasie angefüllt mit Madonnen und Christusbildern," habe er Niemanden gehabt, den er zum Vertrauten hätte machen können. „Wie mächtig war nun der Eindruck, den es auf mich machte, da Sie kamen, und ich bei Ihnen alles Das fand, wonach ich so lange mich gesehnt hatte. Schon das Neue, Umgang zu haben mit einem Manne Ihres Alters —" Kestner war zwölf Jahre älter als Overbeck — „und auf dem Fuße! Dann der Inhalt unserer Gespräche. Ferner der Zauber Ihrer Musik! — Kurz, der Medersche Garten war für mich ein Paradies." So wohlthuend und so bedeutend war schon damals auf jenem Felde die Persönlichkeit Kestners: es ist nichts Geringes, einem Overbeck die Hoheit der den religiösen Gegenständen sich widmenden Kunst zuerst zum Bewußtsein gebracht, und ihm die Richtung für sein ganzes Leben gegeben zu haben.

In den nächstfolgenden Jahren verkehrte Kestner häufig in dem Forsthause von Misburg bei Hannover, wo der ihm gleichaltrige (geb. 18. Febr. 1777) Forstmeister Carl von Beaulieu-Marconnay wohnte, Sohn eines hannoverschen Oberjägermeisters und durch seine bezaubernd liebenswürdige, aber nicht glückliche Mutter Neffe jenes Herrn von Lindau, welchen Goethe mit den Stolbergen bei ihrer gemeinsamen Schweizerreise besuchte, und dessen Sohn Peter Imbaumgarten er nachher in Thüringen erziehen ließ. Forstmeister von Beaulieu war seit 1804 verheirathet mit Henriette Freiin Egloffstein,

einer überaus schönen und begabten Frau, die ihm aus ihrer ersten, später getrennten Ehe mit einem Grafen Egloffstein drei Töchter von ähnlicher Begabung und Schönheit zugebracht hatte. Ein der Romantik der Zeit entsprechendes, von Weimar, wo Frau von Beaulieu vor ihrer zweiten Verheirathung gelebt hatte, und wo ihre Töchter heimisch geblieben sind, in den stillen Wald von Misburg übertragenes Spiel wies dort auch Kestner seinen Platz an. Ein Minnehof war gegründet, die Frau des Hauses war Königin, ihr Gemahl Statthalter, ihre heranwachsenden Töchter (sie waren 1789, 1792 und 1796 geboren) die Prinzessinnen, Beaulieus Brüder Wilhelm und Louis, ein Herr von Dachenhausen und andere im Forsthause verkehrende jüngere Männer hatten Hofämter, Kestner, der Sänger, war Hofpoet, und es existiren noch klangvoll weiche Verse, die er als solcher geliefert hat, als er einst nach langem, durch eine Milchcur veranlaßten Aufenthalte Abschied nehmen mußte. Die zweite der Töchter, Gräfin Julie, in späterer Zeit eine nicht unbedeutende Malerin und als solche viel genannt im Weimarischen Kreise, zeigte schon damals für diese auch von ihrer Mutter geübte Kunst Anlage, und hiermit stimmte Kestners eigene Kunstliebe und Kunstübung so lebhaft zusammen, daß es Zeiten seines Lebens gegeben hat, wo die Consonanz ihm Herzweh bereitete. Später ist sie zur treuen Freundschaft geworden.

Vielleicht hatte es mit dieser hoffnungslosen Neigung Zusammenhang, daß er sich mit ganz besonderem und bald mit unbedingtem Vertrauen an seine Schwester Charlotte, die um einige Jahre älter als Julie war, anschloß, sich, als „Prospero", sie seinen „Ariel" zu nennen gewöhnte und sein Leben lang ihr so treu ergeben blieb, daß sie — allerdings abgesehen von einer später zu erwähnenden Ausnahme — nach seinem Tode sagen konnte: niemals habe er Etwas gegen ihren Rath unternommen. Wir werden von dieser liebevollen geschwisterlichen Freundschaft im Verfolg viele Belege zu berühren haben.

Im Sommer 1808 zeigte sich Kestners Gesundheit durch schwere Nervenleiden so angegriffen, daß als einzig übrige Hilfe ein Winteraufenthalt in Italien erschien. Er nahm also beim Ministerium Urlaub und ging über Straßburg, wohin er Schwester Charlotte zu einem verwittweten Bruder brachte, bei dessen Kindern sie Mutterstelle übernahm, und nachher bei ihm geblieben ist (gest. in Basel 1877), und Genf, wo er noch einen damals berühmten Arzt consultirte, nach den oberitalienischen Seen, nach Como, Mailand, Genua. Hier war er Ende Octobers. Er machte ein größten Theil des Weges mit dem schon genannten jüngeren Bruder seines Freundes Beaulieu, Wilhelm, dem späteren Oldenburgischen Geheimen Cabinetsrath. Seine damalige Seelenstimmung und der Ton der Zeit mag ein Stück aus einer Beschreibung des Comer Sees zeigen. Nach Schilderung der Pliniana, ihrer Umgebung, ihrer Aussichtspunkte, die dahin ausläuft, daß es „ein Genuß ohne Grenzen" sei, „in den tausend Gefühlen, welche hier hervorgerufen werden, zu schwelgen," fährt er fort: „Es war der

heiterste Himmel, aber ein kühler Wind labte die Wanderer. Die Alpen standen blendend weiß über den nahen Bergen im Himmel. In diesen Anblick verloren, hatte ich mich unter Lorbeeren an einen Felsen gelehnt, da floß eine ferne Musik mir in die Seele. Welche Ueberraschung als ich vernahm, daß es ein Geläute war von vier Glocken — cis, d, e, g — die die herrlichsten, rührendsten und sprechendsten Melodien gaben. Der Grundton ist vielleicht die Religion, oder Christus, an den wir fest glauben und ihm nachleben wollen, die andern abschweifenden Töne sind Klagen, daß es nicht immer so ist, und Bitten um die Gnade des Himmels." Von herzlichster Liebe zu seinem „Ariel" sind alle diese Briefe Kestners voll: wir enthalten uns Einzelnes davon zu berühren. Von Genua wandten sich die Reisenden über Florenz, wo im November ein längerer Aufenthalt den Studien der Bildersammlungen gewidmet wurde, nach Rom und dann nach Neapel, von wo man zu Ostern nach Rom zurückkehrte und den Sommer 1809 dort blieb.

Es waren eines Theils die Malerei, anderntheils die Musik, in welche sich Kestner hier vertiefte. Unter den Malern ergriff ihn vor allen Rafael; vom dritten Zimmer der Stanzen schreibt er: „Hier erscheint Rafael in der ganzen Reinheit und Heiligkeit, wie ein Engel, der vom Himmel kommt. Die Poesie lehrte ihn ihr eigenes Bild zu malen, die von stiller himmlischer Wärme durchglüht in ewiger Jugend und Schönheit in ihm wohnt; . . . denn es hat keinen größeren Dichter gegeben, als ihn, und je mehr man in seinen Werken lebt, desto mehr sieht man ein, welche Unendlichkeit einer göttlichen Kraft in ihnen ist." Dann studirte er die vorrafaelischen Meister: „ich gebe," sagte er einmal, indem er sie mit den nachrafaelischen vergleicht, „für alle die Caraccis und Consorten nicht viel . . . Sie malen große und breite Gestalten mit breiten Gewändern, und man weiß kaum, warum sie da sind. Große Gedanken haben sie nicht, machen aber große Massen in kleinem Styl. Durch Grazie vermögen sie nicht zu gewinnen; und wie soll man von dem Ausdruck durchdrungen werden, da sie wenig Gemüth haben. Dagegen herrschen alle diese Eigenschaften in den alten Florentinern, wenn auch ihre Zeichnung nicht so richtig ist und trockener. Wenn man also diese liebt, weil sie Das haben, was die Kunst verlangt, so kann man für jene Anderen nichts fühlen. Das Breite und weniger Graziöse findet sich schon in den ältesten Bolognesern; aber ihre Gewänder haben besseren Styl, als die der Caracci und des Guido. Francesco Francia ist ganz einzig unter ihnen. Sonderbar, daß er dem Perugino so gleicht, da er ihn nie gesehen hat. Aus Composition, Zeichnung, Farben und Malerei sollte man schließen, daß Beide zusammen gearbeitet hätten. Er ist aber voller in der Form, . . . nicht völlig so hart; eben so warm, aber nicht so innig." In „Perugia," sagt er nachher auf seiner Rückreise, „habe ich den Perugino in seiner Glorie gesehen, und die Tritte seines göttlichen Schülers in der alten Stadt aufgespürt. Wie wohl einem dabei wird, ist unbeschreiblich; — und welche Berggruppen und Thäler sieht man von den Wällen!" — „Es ist eine

Wonne in Perugia herumzugehen, da in neueren Zeiten dort nicht viel gebaut, also noch Alles in der Form ist, wie da der göttliche Rafael dort lebte. Man glaubt seine Schritte zu beschleichen."

In Betreff der Musik sei nur ausgehoben, was Kestner über das Ostern 1809 gehörte Miserere von Allegri schreibt: „in zwei Nächten habe ich nicht davor schlafen können. Ich höre es und höre es. Es klingt so tief in der Seele, und doch weiß ich nicht, was ich davon sagen soll. Welche langtönenden Massen von immer wachsender Harmonie in dem tönenden Saale! — besonders am Freitage, wo nur wenige Menschen da waren. Ich wollte Stimmen und Melodien auffassen, aber jeder Ton, den ich verfolgte, kaum war er hervorgetreten, so schwamm er schon wieder fort in das Meer der Harmonie . . . Kein Theil wollte sich absondern; desto tiefer durchdrang die ganze Masse. Bei solchen Stimmen, wie hallt Alles! Die Dissonanzen hören auf zu dissoniren, wie von der innigsten Liebe zu sich gezogen immer ineinander zitternd. Zwei Chöre wechseln mit einander, indem der eine aus der äußersten Höhe herabsteigt und der andere in einer anderen Melodie von unten wieder heraufsteigt. Nur die alten Musiker haben verstanden, Religiöses zu componiren."

In jenem Frühling und Sommer war der dänische Dichter Adam Oehlenschläger in Rom. Er erzählte in seinen Lebenserinnerungen (2., 208 flg.) wie er dort durch Thorwaldsen die Brüder Riepenhausen kennen lernte und bei ihnen mit Thorwaldsen längere Zeit den Mittagstisch nahm. Nach und nach „versammelte sich dort eine größere Anzahl deutscher Künstler und Gelehrter: Beaulieu, Kestner, Mayer (?) aus Hannover und Schlosser — es war Christian Schlosser aus Frankfurt." Mit Einigen von dieser Tischgesellschaft, bei denen Kestner, und mit einem dänischen Freunde, der schon länger in Rom gewesen war, Doctor Koes, machte Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli, bei welchem er fast in den Wasserfall gestürzt wäre, und mit Kestner und Schlosser wohnte er in der heißen Zeit zu Grotta Ferrata. Er dichtete dort einen großen Theil seines Correggio. — Dies war also der Kreis, in welchem Kestner in Rom lebte. Vielleicht nicht zu seinen Tischgenossen, bald aber zu seinen näheren Bekannten gehörte noch der esthländische Freiherr Otto Magnus von Stackelberg, der etwa zehn Jahre jünger als er — er war 1787 geboren — im Herbste 1808 mit Tölken von Dresden nach Rom zu Fuß gewandert war, um dort Malerstudien zu treiben. Er zeichnete und componirte, namentlich nach Rafael, und die durch gleiche Interessen Verbundenen wurden bald auch Freunde. Wir werden ihnen in späterer Zeit in gemeinsamen Arbeiten, die für weite Kreise fruchtbar geworden sind, begegnen. Kestner liebte es, in sein Reisetagebuch auch Sätze abstracterer Art zu verzeichnen, deren Wahrheit ihm im Verkehr mit Büchern und Menschen aufgegangen war. So: „Es giebt kein schöneres Band zwischen zwei Menschen, als das der wechselseitigen Liebesdienste. Ein Jeder trägt dem Andern die Empfindung entgegen: ich liebe Dich, weil ich

Dir diente und ich danke Dir, daß Du mir liebend dientest. Ueberhaupt nenne ich es oft einen kleinlichen Stolz, wenn man ansteht oder verweigert, einem Andern Verbindlichkeiten zu haben. Ich würde Wohlthaten sehr gern annehmen, wenn sie mir aus wahrer Zuneigung angeboten werden von Jemandem, dem ich in dem nämlichen Falle dasselbe thäte; und es grenzt an Beleidigung, sie in einem solchen Falle zu verweigern." Ferner: „Es ist ein widriger Verstand, der eigenen Fehler uneingedenk, die, welche man an Andern entdeckt, in solchem Lichte zu sehen, daß die Liebenswürdigkeit eines Menschen dadurch ganz zu verschwinden scheint; aber es ist ein liebenswürdiger Verstand, Gebrechen Anderer zwar mit derselben Schärfe zu sehen, sie aber mit allem Holden, was man zugleich bemerkt, und wofür nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz Augen hat, zu verdecken und zu entschuldigen. Das Erstere entsteht gewöhnlich aus dem Unvermögen zu lieben, das Letztere aus dem Bedürfniß zu lieben. Dem Ersteren widerfährt gar oft die Ehre, für sehr verständig angesehen zu werden, da jene vermeintliche Verstandesstärke doch eine Schwäche ist; denn ein bloßer Fehler wird wie ein Laster angesehen. Ein solches muß man freilich verachten, den Fehler hingegen nur tadeln: sonst müßte man auch sich selbst verachten, denn wer ist ohne Schwächen? Wie empfindlich unangenehm ist es, über einen Menschen, den man liebt, so harte Urtheile ausgeschüttet zu sehen, desto empfindlicher, je mehr man die Fehler dessen schon kennt, den man liebt, und dem sie zu hoch angerechnet werden." Es ist nicht ersichtlich, durch welche Vorgänge Kestner zu solchen Bemerkungen veranlaßt worden ist: daß aber die Gesinnung, aus der sie hervorgehen, ihm die Herzen derer gewinnen mußte, die mit Verständniß für ein edeles Gemüth in Berührung zu ihm standen, liegt auf der Hand; und so bezeichnen seine Aeußerungen den Geist und Kern des Verkehres, in dem er sich bewegte.

Er hatte sich in ihm und in seinen Kunststudien so eingelebt, daß er den lebhaften Wunsch hegte, auch den Winter von 1809—10 noch in Rom zu bleiben, wie Stackelberg that, und wie auch sein Reisegenoß v. Beaulieu noch einige Monate lang es ausführte. Da aber seine Mutter nicht einwilligte, auch nicht auf die Verwendung der Schwester Charlotte, so verließ er schweren Herzens Rom im Anfange des September 1809, in Gesellschaft von Koes und Oehlenschläger, ging über Civita Castellana, Terni, Spoleto, Foligno, Perugia, Cortona, Kunst und Natur noch in vollen Zügen genießend, nach Florenz, und dann allein über Parma, Mailand und den St. Gotthard zurück nach Deutschland. „Wenn ich auch an den letzten Tagereisen jenseits des Gotthards kein eigentliches Italien mehr fand," schreibt er in sein Tagebuch, „so sah ich doch Menschen, die mit denen von demselben Stamme waren, welchen die unzähligen reizenden Melodien der Natur alles Holde, Fröhliche und Gefällige einflößen. An dieser Seite des Berges kamen mir gleich selbst in den Kindern Gesichter mit hohen, vorstehenden, ernsten Stirnen und runden, langsamen Augen entgegen; wobei mir beim

ersten Blicke auffiel, solch' ein Gesicht wird nie in Italien geboren." — Und ein anderes Mal: „Was man recht erkennen will, muß man verlieren. Denn so lange man's hat, weiß man nicht, wie es ist, warum es ist, und wie schön es ist."

Im November war er wieder in Hannover.

Hier fand er die Verhältnisse insofern verändert, als das unter dem Wechsel der politischen Zustände und des Namens doch immer noch bei einem gewissen Bestande gebliebene hannoversche Ministerium, und damit die Geheime Canzlei, ihrem nahen Ende entgegen gingen. Die Einverleibung des bisher noch französisch gebliebenen Theiles von Hannover in das Königreich Westphalen war beschlossene Sache, und bereits den in Hannover leitenden Persönlichkeiten, z. B. Patje, der mit Kestners Mutter näher bekannt war, unzweifelhaft, wenn sie auch erst im Mai 1810 formell zugesagt, im Julius ausgeführt wurde. Für die Verwaltung blieb die Stadt Hannover alsdann kein nennenswerther Mittelpunkt mehr, nur die Gerichte behielten einigermaßen die alte Stellung. Kestners bisheriges Amt fiel weg; er hatte in westphälischem Dienste ein neues suchen müssen. Im Laufe des Winters faßte er den Entschluß, das nicht zu thun, vielmehr zu versuchen, ob er nicht seinen Beruf in ganz anderen Bahnen finde. Er hatte auf der Rückreise von Rom seinen älteren Bruder Carl besucht, denselben, bei welchem als Hüterin der Kinder Schwester Charlotte lebte, und der mit dem Plane umging, in Marseille eine chemische Fabrik zu gründen. Noch zwei andere Brüder Kestners hatten sich dem Handel gewidmet, der wohl schon auf jener Rückreise von Rom angeregte Gedanke, daß unter den ungünstigen hannoverschen Verhältnissen auch Kestner das noch thun könne, lag also nicht außerhalb des Familiengesichtskreises, und so ging er, indem er das westphälisch werdende Hannover verließ, zunächst zu Bruder Carl nach Marseille. Als er von Lyon die Rhone hinunterfuhr, begegnete ihm ein kleines Abenteuer, das charakteristisch für ihn und für die Zeit ist. Eine Gesellschaft junger Franzosen war auf dem Verdecke, durch deren lautes und in nicht saubern Scherzen sich ergehendes Wesen er unangenehm berührt wurde, und die, als er dies nicht verbarg, gegen ihn nicht artig waren. Er zog sich an das andere Ende des Schiffes zurück, und nach einiger Zeit holte er seine Guitarre hervor, — denn er führte sie auf Reisen damals allzeit bei sich — und unterhielt sich mit Singen. Nicht lange, so werden die jungen Leute still, Einer nach dem Andern kommt näher, und bald sieht er sie buchstäblich zu seinen Füßen heiter und aufrichtig um Verzeihung und um mehr Lieder bittend. Als er freundlich darauf eingeht, wird er von ihnen auf Händen getragen, und die weitere Reise verläuft in hübschester Art.

In Marseille indeß war auf die Dauer nicht seines Bleibens. Das Unternehmen des Bruders — es ist derselbe, der dann später in Thann im Elsaß ausgedehnte und auf das Glücklichste entwickelte chemische Fabriken gegründet hat — gelang nicht, und gegen den Herbst 1811 sehen wir Kestner

auf der Heimreise nach Deutschland. Am 9. September kehrte er von Straßburg kommend in Heidelberg ein. Zwei Tage später berichtet er an Schwester Charlotte, die mit Carls Kindern in Straßburg geblieben war, von guter Aufnahme bei dem Philosophen Frieß und bei Anderen, und von zu erwartender guter Unterhaltung. Er hat Amalie von Hellvig besucht, welche ihrer Gesundheit wegen vor Kurzem von Stockholm nach Heidelberg übergesiedelt war und Studien über altdeutsche Kunst nachging; doch will er sich sein Urtheil über sie vorbehalten. Er ist einer Dame von guter Stimme begegnet, mit der er singt. Vor Allem, er hat „an einer sehr schönen Gemäldesammlung einen herrlichen Fund gethan“: es war die Boisserée-Bertram'sche, welche nicht lange vor jener Zeit von ihren Eigenthümern in Heidelberg aufgestellt war. Er ist mit ihnen auch bereits bekannt: „ich gehe alle Morgen hin, und bin mit ihnen sehr gut daran,“ habe auch „dort die interessante Bekanntschaft eines jungen Malers aus Düsseldorf Namens Cornelius gemacht, der im Begriff ist, nach Rom zu gehen.“ Cornelius, der eben seine Faustblätter vollendet hatte, lebte in Frankfurt und war von dort herübergekommen, die Boisserée'schen Bilder zu sehen. — Hier fand sich Kestner nach der kaufmännischen Episode, die ihm wohl niemals behaglich gewesen war, wieder in seinem Elemente. Er nahm Wohnung bei Creuzer, und richtete sich auf längeren Aufenthalt ein. Creuzer schildert ihn an Görres (Görres' Schriften 8, 257) als „einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Muth, mit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Marseille kam“. Von diesem seinem Hauswirthe, von Frieß, Voß, Wilken, Frau von Hellvig, Thibaut, mit dem er die Freude an alter Musik theilte, und von andern Mitgliedern der Universität gern gesehen und gütig behandelt, fühlte Kestner sich in ihrem Kreise, der, obwohl Arnim, Brentano, Görres nicht mehr in Heidelberg lebten, doch noch viel Romantik aufwies, außerordentlich wohl, und wäre um Alles gern darin geblieben, indem er sich an der Ruperto-Carolina für die Kunstwissenschaft habilitirt hätte. „Ich bin,“ schreibt er der Schwester am 15. October, „noch immer entweder von Anderen eingeladen gewesen, oder in meinem Zimmer, auf's Tiefste in Gedanken an mich verloren, indem ich arbeitete und dichtete, oder vielmehr das Fertige mit aller Genauigkeit noch ausfeilte. Nun bin ich mit Allem fertig, und habe doch noch nicht dazu kommen können, mit dem Buchhändler zu handeln, da jetzt Messe ist . . . Allein dies ist ja nicht mein Hauptzweck, sondern ich möchte mich nur durch irgend Etwas zeigen, um mich auf Etwas berufen zu können, und vielleicht darin eine Veranlassung zu einer Versorgung zu finden.“

Es scheint nicht, daß Kestner damals literarische Arbeiten veröffentlicht hat, von seinen Poesien könnte Einiges in dem seit 1807 gegründeten Morgenblatte erschienen sein. Ein kunstwissenschaftlicher Aufsatz, der vermuthlich aus dieser Zeit stammt, existirt handschriftlich. Er heißt: „Von dem Wesen der Kunst und ihrem Verhältnisse zum Staate, wozu die Künstler

dem Staate taugen," und erörtert: das Wesen der Kunst sei das Erscheinen der Natur in der menschlichen Seele, das, obwohl es keinen „nützlichen" Einzelzweck habe, dennoch als unzweifelhaft Vorhandenes vom Staate anzuerkennen, und als Veredelndes und für die Arbeit des Lebens Erquickendes und Stärkendes zu fördern sei. — Wenn Kestner solchen akademischen Plänen nachging, so dachte er sich dabei als schönstes Ziel, daß er für seine Schwester Charlotte einst eine gesicherte und friedliche Heimath gewinnen könnte: „Ich möchte mich für Dich bewahren. Ich male mir es recht oft vor, wie es die Krone meines Lebens sein soll, Dir einst durch eine fröhliche, heitere Ruhe Alles zu vergelten, was Du an Carl thust und was Du an mir gethan hast. Sie wird auch kommen die Zeit, wo Du die reich verdiente Vergeltung erhältst. Manche Leute sind mir gut gewesen, und viele, sehr viele sind es noch: aber so wie Du und unsere Mutter mich liebt, ist mir doch Niemand gut, und so steht mir Niemand über Euch Beiden."

Dieser Liebe zur Mutter opferte er jetzt seine Zukunftsgedanken zum zweiten Male. Sie lebte um jene Zeit in Hannover in Verhältnissen, die keineswegs reichliche waren, wünschte entschieden des Sohnes Rückkehr — und ebenso war sein ältester Bruder, schon von kurhannoverscher Zeit her dort beim Archiv als Nachfolger seines Vaters angestellt, der Meinung, Kestner müsse unverweilt in die Heimath zurückkehren und ein Einkommen suchen, wozu alsbald Gelegenheit sein werde. Dazu entschloß sich dieser sehr schwer, aber um der Mutter willen entschloß er sich. „Ich schweige von Dem," schreibt er kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg in den ersten Novembertagen der Schwester, „was ich Vieles, Vieles verliere, einen Ort, wo ich nichts als Freundschaft von hundert Menschen und von der Natur genossen, zu verlassen, um in das Land der Trübsale zu ziehen, wo nichts als hoffnungslose Klagen wohnen . . . Einen Gelehrten muß jeder vernünftige Mensch in den jetzigen Zeiten, wo jede Abhängigkeit im Staate unglücklich macht, für den Glücklichsten halten. Dieses hätte ich mit nicht gar langer Zeit und Ruhe werden können, und hätte dazu bei der ausgezeichneten Aufnahme, die ich allgemein hier fand, die schönsten und leichtesten Mittel gefunden. Ich nehme den angenehmsten Eindruck mit von hier. Du weißt, wie wohl es dem Herzen thut, ohne Rücksicht auf Talente, blos wegen seiner Redlichkeit geschätzt zu sein, und so habe ich denn in Einer Hinsicht hier gefunden, was ich suchte: eine ruhige Herzenserquickung, die mich für das folgende Ungemach stärken wird."

Er wurde nach seiner Heimkehr Notar des hannoverschen Landcantons, mit dem Wohnsitz in dem, eine Vorstadt von Hannover bildenden, von dem väterlichen Garten in der Bult, den seine Mutter bewohnte, allerdings verhältnißmäßig fernen Dorfe Linden, so daß er die Seinen, außer zu Mittag, kaum sah, und sich recht einsam fühlte. Anfangs ward er von seinem ältesten Bruder, wohl in Folge einer für die Westphälische Regierung übernommenen finanziellen Besorgung, beschäftigt, dann bekam er auch sonst nicht wenig zu

thun, und lebte so stille hin, von seinen Idealen geschieden, bis der Winter von 1812 und der Frühling von 1813 in's Land kamen. Da bildete sein Misburger Freund, Forstmeister v. Beaulieu, das freiwillige Jägercorps der „Harzer Schützen" und Kestner war unter den Ersten, die eintraten, um die Waffen für Befreiung des deutschen Vaterlandes zu tragen. Er wurde Beaulieus Adjutant und kam als solcher in nächste Berührung und in gute Freundschaft mit Ernst Schulze aus Celle, dem Dichter der bezauberten Rose, der dort in ähnlicher Weise Dienste that. Es existirt noch ein von Kestner damals gezeichnetes Bild des Freundes. Ob und inwieweit er an den Kämpfen des später in die hannoversche Armee eingereihten Corps bei Wilhelmsburg, Dannenberg, an der Göhrde und bei Moorburg activen Theil genommen hat, erhellt nicht. Seine zarte Gesundheit dürfte ihn vielfach gehindert haben, wie sie ihn auch den Kriegsdienst bald wieder aufzugeben zwang. Nachdem in Hannover sich am 4. November 1813 das alte Ministerium in erneute Wirksamkeit gesetzt und bald die alte Geheime Canzlei wieder hergestellt hatte, finden wir auch Kestner wieder in seinem Amte als Geheimer Canzleisecretair.

In den Jahren 1815 und 1816 machte er Badereisen nach Wiesbaden, die eine mit seinem ehemaligen militärischen Chef, Herrn von Beaulieu, die andere mit einem älteren Herrn, Freunde seiner Eltern; auf der ersten hielt er sich, bevor er nach Wiesbaden übersiedelte, einige Tage in Frankfurt auf, wo sein nächstjüngerer Bruder Theodor sich als Arzt niedergelassen hatte. Theils wollte er diesen und seinen römischen Freund Chr. Schlosser, der unterdeß katholisch geworden war, wiedersehen, theils und besonders hoffte er von Angesicht zu Ansicht Goethe kennen zu lernen, welcher damals auf der Gerbermühle bei Willemers zu längerem Besuche verweilte. (Goethe und Marianne von Willemer, 2. Ausgabe S. 44 fg.) Bei Schlosser fand er noch immer „die alte Hochschätzung innerer Vervollkommenung, aber viel Zufriedenheit mit sich selbst, nicht gar viel Interesse für den Nächsten, und ein Bischen viel Zwang in der Manier." Zu Goethe durfte er als Sohn seiner Eltern Zugang hoffen und fand ihn.

In welchem Sinne und Maß er den Dichter verehrte, das deute eine um Etwas spätere Tagebuchsäußerung an: „Warum finde ich keine Melodie zu Goethes Dichtungen genügend? — Sie sind so voller Gehalt, daß sie sich in keine Form schmiegen. Dies empfindet Jeder, der ein goethesches Gedicht fühlt. Und wäre er ein ebenso großer Musiker, wie Goethe ein Dichter ist, so würde er von dessen Ideenreichthum eine Summe von Gedanken in sich aufgehen sehen, daß er durch so viele Anforderungen, deren Jede für sich eine Melodie verlangt, würde gehindert werden, und Nichts würde schaffen können." Aus diesen Worten läßt das Gefühl sich ermessen, mit dessen Ausdruck Kestner, als er am 30. August 1815 von dem Besuche bei Goethe zurück kam, seine Aufzeichnung darüber einleitet: „Dieses war die merkwürdige Stunde, die schon viele Jahre her das Ziel meiner Wünsche gewesen, wo ich den ersten

Dichter des Zeitalters von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, wo ich selbst in die Augen gesehen habe, die so vieles durchschaut, die Stirne, in der so mancher tiefe und große Gedanke aufgestiegen, den Mund selbst reden gehört, von welchem so manches seelenvolle Wort gekommen war.“ In dieser Gesinnung verzeichnet der Verehrende, was in den anderthalb Stunden, die Goethe ihm und seinem Bruder geschenkt hatte, vorgekommen war, so genau er vermag, offenbar weniger um seinen Gesammteindruck auszusprechen, als um gewissenhaft, zuweilen möchte man versucht sein zu sagen, protokollirend das Thatsächliche als bis ins Einzelste ihm für immer Wichtiges festzuhalten. Dies Einzelne darf hier unerwähnt bleiben, aber die Personalbeschreibung heben wir aus, da sie von einer auch mit dem Bleistift zu porträtiren gewohnten Hand kommt: „Goethes Gestalt ist eher groß, und soviel der zugeknöpfte dunkelblaue Oberrock, der ihm wenigstens schon neun bis zehn Monate gedient hatte, davon sehen ließ, von angenehmen Verhältnissen. Seine Stirn ist hoch, oben etwas zurückgehend, und höchst bedeutend, die Nase verhältnißmäßig mit dem Oval des Gesichts und den übrigen Zügen, und schön gebogen, ohne Höcker, der Mund geschwungen, wie ich es noch bei allen Künstlern gefunden habe, voll Seele und Gemüth, aber sehr verfallen durch die fehlenden Oberzähne, von denen, ich glaube, vorn nur noch einer übrig war. Der Mund ist nicht ohne Milde, aber diese scheint mit einem Widerstrebenden zu streiten. Man würde sagen, es läge Stolz hier, wenn nicht ein Druck in Goethe's inneren Augenhöhlen andeutete, als liege eine Last auf seiner Seele. Von solchen Lippen quillt das tief Empfundene hervor, solche Lippen schwellen den Lebensgenüssen entgegen; aber — kaum wage ich es auszusprechen — nicht die Grazien scheinen dem Contur jener Lippen Grenzen gesetzt zu haben. Sein Merkwürdigstes sind die großen schwarzen Augen, aus denen gleich die gewaltige Fähigkeit entgegenleuchtet, ohne Anstrengung zu durchschauen, was ein Sterblicher durchschauen mag. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Erdboden einzig in ihrer Art. So spricht Alles in seinen Zügen die Bestimmung zu großen Fähigkeiten aus; aber dennoch ist nirgends ein ungestörter, ungetrübter Eindruck von dem Bewußtsein so großer Fähigkeiten. Nahe bei diesem durchdringenden Blicke ist in den Augenhöhlen, der Stirne, nicht die Heiterkeit eines Menschen, der mit der Welt im Klaren ist. Sein Blick, der stets forschend von einem Gegenstande zum anderen sich bewegt, hat nicht die Ruhe und die Befriedigung eines solchen, und verweilt dann am wenigsten, wenn ein anderer ihm begegnet. In seiner Miene und seinem Betragen war eine stete Beobachtung seiner selbst fühlbar, welche zu beweisen schien, wie ungleichgiltig es ihm war, wie er erschien. Hierdurch verschwand die Unbefangenheit des Betragens, welche nothwendig ist, das Gespräch behaglich zu machen.“

Kestner hat mit Goethe später, wie wir sehen werden, noch brieflich verkehrt, wiedergesehen hat er ihn meines Wissens niemals.

Im Laufe des folgenden Jahres 1816 bereitete sich für ihn eine Thätigkeit vor, die ihn in eine für die damalige Schätzung sehr weite Ent-

fernung von der Heimath führte. Seit dem Pariser Frieden besaß Hannover, was das alte Kurfürstenthum bis unmittelbar vor der französischen Besetzung nicht gehabt hatte, katholische Landestheile von einem Umfange, der in Betracht kam, und zwei katholische Bischofssitze darin, und so faßte schon seit Ende 1815 die Regierung den Gedanken, der auch die übrigen in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Regierungen beschäftigte, über die kirchlichen Verhältnisse dieser Bisthümer mit der römischen Curie ein Abkommen zu verhandeln. Die leitenden Persönlichkeiten dabei waren in Hannover Rehberg, jetzt Geheimer Cabinetsrath, in London Graf Münster. Nach mancherlei Erwägungen beschloß man, einen Gesandten nach Rom gehen zu lassen, dem ein kirchenrechtskundiger Rath, wozu der ehemalige Göttinger Professor, nachherige westphälische Staatsrath Leist ausersehen wurde, und ein Gesandtschaftssecretair beigegeben werden sollte. Zum Amte des Gesandten waren der frühere Kriegsrath, dann Diplomat zu Berlin und Regensburg, Franz von Reden, der während der französischen Zeit in Süddeutschland lebend, einer der Vertrauensmänner der Londoner Regierung gewesen war, und ein früherer hannoverscher Offizier v. Ompteda auf der Wahl, der während der Zeit des Königreichs Westphalen am Casseler Hofe und in der dortigen Diplomatie gedient hatte. Er hatte daher etwas gut zu machen und konnte nicht ablehnen, einen höchstpersönlichen geheimen Auftrag mit zu übernehmen, der sich auf die Gemahlin des Prinzen Regenten bezog, und den Reden abgelehnt haben würde; vielleicht war es deswegen, daß Münster für Ompteda entschied. Secretair der Legation aber wurde, und zwar — wie Emil Braun, offenbar aus authentischer Quelle, angiebt — durch Rehbergs Einfluß, Kestner. Anfang Februars 1817 reiste sie von Hannover ab, in April war sie in Rom, und wurde am 18. dem Papste vorgestellt.

Nach Kestners administrativer und juristischer Ausbildung, nach seiner Herrschaft über die zu handhabenden Sprachen, nach seiner schon erworbenen Kenntniß Roms, endlich nach seinem vollkommen zuverlässigen Charakter konnte ein für das römische Legationssecretariat geeigneterer Mann kaum gefunden werden. Auch war es in kurfürstlicher Zeit nichts Seltenes gewesen, Geheime Kanzleisecretaire bei den Gesandtschaften so zu verwenden. Dennoch könnte es auffallen, daß der fast Vierzigjährige, welcher seit 1803 schon in der Geheimen Canzlei angestellt war, und in der Heimath Verwendung in einem höheren Amte erwarten konnte, sich — denn das hat er bei Rehberg, dem alten Freunde seiner Eltern, sicher gethan, obwohl die Acten nichts darüber besagen — um die Stelle bei der Gesandtschaft beworben hat. Allein hier wird die Erklärung gegeben durch ein gutes Wort von Stahr: „Rom zu sehen ist ein großes Glück, Rom wiederzusehen ein noch viel größeres.“ Unzweifelhaft war es Kestners Sehnsucht nach dem Glücke dieses Wiedersehens, die ihn leitete, seine Liebe zur Kunst, seine Hoffnung wieder auf eine Zeit lang ihrer Betrachtung und Erforschung inmitten der römischen Schätze nachgehen zu können.

Denn nur auf einen ganz vorübergehenden Aufenthalt war gerechnet: man dachte mit der Verhandlung in einigen Monaten fertig zu sein. Kestner blieb, mit dem Titel eines Canzleirathes und einem Gehalte von tausend Thalern, zunächst in vollem Besitze seines hannoverschen Amtes, es wurde ihm zugesagt, daß für Vertretung darin während seiner Abwesenheit gesorgt, und es ihm ungeschmälert erhalten werden solle. So schien es nur eine zweite italienische Reise, wozu er sich entschloß. — An Brandis, damals Niebuhrs Legationssecretair, und an Bunsen, der noch unverlobt als junger Gelehrter in Rom lebte, nahm er von Ernst Schulze folgenden einführenden Brief (3. Febr. 1817) mit: „Der Ueberbringer, den ich Dir, lieber Brandis, bestens empfehle, ist der Geh. Canzleisecretair Kestner, mein mir durch Beaulieu sehr lieber Freund, der mit Leist und dem Herrn v. Ompteda von hannover'scher Seite das Concordat mit dem Papste abschließen soll. Dich, lieber Bunsen, brauche ich nicht mit ihm bekannt zu machen, denn Du fälltest schon damals, als Du Abeken, der sich bei uns" — d. i. beim Beaulieuschen Corps — „engagiren wollte, zu ihm begleitetest, ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Er kann Euch auch von Nutzen sein, da er schon früher längere Zeit in Rom war. Seine Liebenswürdigkeit und Sanftheit des Charakters werden Euch ebensoviel Freude machen als seine Begeisterung für manches Schöne und seine musikalischen Talente. Es läßt sich vortrefflich mit ihm leben." (Bunsens Leben von seiner Wittwe. Dtsche Ausg. 1., 111.)

Man sagt in Rom, wer aus Fontana Trevi getrunken hat, muß dahin wiederkehren. Es war dieser Zauber, durch den Kestner jetzt zurückgeführt wurde, aber er war noch mächtiger, als er erst geschienen hatte, über ihm, denn er hat ihn über sein ganzes übriges Leben festgehalten; und bald ergab sich, daß in der That Alles, was er bis dahin getrieben und erfahren hatte, Nichts gewesen war, als die Schule für eine reiche römische Wirksamkeit.

II.

Von 1817—1828.

Kestners elf erste Jahre in Rom heben sich ab von seinem späteren dortigen Leben: so bilden sie auch für unsere Betrachtung einen geeigneten Abschnitt. Ihren größeren Theil füllte die Negociation mit der Curie aus, zu welcher Hannover seine Gesandtschaft abgeordnet hatte; ich habe sie an anderem Orte (Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage 1871 folg.) dargestellt, und komme hier, mit Ausnahme eines einzelnen Punktes, nicht darauf zurück; weil bis zu jenem Punkte Kestner, wie es einem Legationssecretär zukam, keinen activen Antheil daran zu nehmen hatte. Die ersten zwei Jahre waren alle Geschäfte in den Händen des sehr thätigen Legationsrathes Leist, dem der Gesandte v. Ompteda, wenn auch zuweilen nicht ohne Kopfschütteln, sich unterordnete; Kestner hatte volle Zeit, sich dem Genusse von Natur und Kunst hinzugeben.

Unter den Künstlern zogen ihn zunächst die Maler an.

Im Winter vorher hatte Niebuhr, indem er von der in seinem Hause verkehrenden Jugend spricht, an Savigny geschrieben (21. December 1816): „Cornelius ist ein höchst ausgezeichneter und anziehender junger Mann; Platner, ungeachtet des Sachsenthums, hat sich ganz uns angeschlossen, ist von vielem Verstande und edelm Charakter. Der Tyroler Koch ist ein wahres Genie; Wilh. Schadow und Overbeck, obwohl als eifrige Uebergetretene" — sie waren noch nicht lange katholisch geworden — „etwas scheu, sind uns nicht bloß als echte Künstler lieb. In diesen jungen Malern ist Tiefe und Wahrheit, und ihre Werke sind sehr bedeutend." Und ferner (16. Februar 1817): „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Parteien getheilt. Die eine besteht aus unseren Freunden und Denen, die sich ihnen

anschließen, die andere ist die zusammenhaltende Phalanx Derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberg sitzen: an ihrer Spitze stehen die R." (Riepenhausen), „weltkluge Bursche, die sich der Fremden bemeistern, und die unser akademischer College Goliath" (Hirth) „vollkommen gelten läßt. Das intriguirt und lügt und klatscht, — es soll nicht Licht werden. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blühet die alte Liederlichkeit der deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren." (Lebensbilder 2, 260. 294.) Niebuhr sieht die um die Brüder Riepenhausen gesammelte Gruppe mit den Augen seiner Freunde; aber unrichtig charakterisirt er die Gegensätze nicht, in welche Kestner nun eintrat, mit Männern von hüben und drüben durch alte gute Bekanntschaft verbunden: mit Riepenhausens, mit Koch und mit Schillers Jugendfreunde Reinhard von seinem ersten römischen Aufenhalte 1809—10 her, mit Cornelius seit ihrem Zusammentreffen in Heidelberg 1811, mit Overbeck, wie wir gesehen haben, schon seit dessen Lübecker Jugend.

Welche liebevolle Freude er insbesondere an diesem sogleich hatte, zeigt eine Tagebuchäußerung aus der ersten Zeit nach dem Wiedersehen: „In seinen Erfindungen und in seiner Zeichnung leistet Overbeck soviel, wie ich in unseren Tagen nicht kenne. Seine Conturen hat alle die Seele gemacht, und er hat in seiner Seele die Klarheit der Anschauung der Natur, die sich bis auf jeden Nasenzipfel, jede Lippenbewegung, jedes Wallen in der kleinsten Haarlocke erstreckt, wie die alten Maler aus der guten Zeit es hatten. Seine Gruppen sind natürlich, erschöpfend und angenehm, seine Erfindung charakteristisch und anmuthig zugleich. Auf Allem, was er macht, schwebt eine schöne Seele, die in lauter Liebesverkehr mit ihren Schöpfungen ist. Es würde mir die größte Freude sein, immer in seiner Nähe zu leben, um die Worte zu suchen zu dem, was seine Hände machen. Alles sind vollendete Naturen, Alles so vollendet gedacht, daß man zu errathen glaubt, warum man Augen, Stirne, Mund und Wangen hat, und fast sagen kann, wie eine jede seiner Creaturen in allen Lagen ihres Lebens sich benehmen wird, und benommen hat, was für Schicksale sie gehabt hat."

Man erkennt, welcher Gruppe von Künstlern Kestner, trotz seiner alten Zusammenhänge mit den Riepenhausen, innerlich angehörte, und bald trat er auch literarisch für sie ein. Eben als er nach Rom kam, waren „in dem Bartholdy'schen Zimmer in der Lünette die sieben fetten Jahre in jugendlichem Humor einer rein genährten Künstlerseele, aus Philipp Veits, der Verkauf Josephs, eine musterhafte Hauptcomposition, auf breiter Wand des Zimmers, aus Overbecks Händen hervorgegangen, und die Wiedererkennung Josephs durch seine Brüder stand, ein lebensvolles Werk des Cornelius, schon angelegt auf einer andern Wand." In der Stelle seiner römischen Studien (S. 121), aus welcher diese Worte entnommen sind, schildert Kestner noch als alter Mann mit der Lebhaftigkeit glücklicher Erinnerung, wie tief er von dem Anblicke ergriffen war. Hatte er doch einst Overbeck auf diesen

Weg der Kunst selbst weisen geholfen. Er meinte zu erkennen, wie die vorrafaelsche, sei es italienische, sei es deutsche Kunst, die er geliebt hatte von Jugend her, von ihren Mängeln entkleidet, zu neuem Leben erblüht sei. Hier war Nachahmung jener vorrafaelischen Kunstart, gewiß, aber nicht minder war hier volle und gehaltvolle Eigenthümlichkeit; und wenn man diese mit der Kunst der bis dahin berühmtesten Neueren, der Mengs, Angelica Kaufmann, Battoni, Cemuccini verglich, so war hier ein nicht zu bezweifelnder Fortschritt. Nachgeahmt hatten auch die Genannten, nur hatten sie sich nach dem Alterthum und nach Rafael gerichtet, während Kestners junge Freunde sich an Ghirlandajo, Masaccio, Dürer anschlossen. Warum nun waren Cornelius, Overbeck, Veit von ihren geringeren Mustern so offenbar reicher befruchtet, als jene anderen von ihren an und für sich höheren? Diese Frage erörterte Kestner in einer kleinen Schrift: „Ueber die Nachahmung in der Malerei. Geschrieben zu Rom im October 1817;" welche in Frankfurt bei Varrentrap 1818 erschien, und in der er gegen Niemand Geringeres auftrat als gegen Goethe.

Dieser hatte im Jahre 1817 das zweite Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" herausgegeben und dessen ersten Aufsatz gegen die „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" gerichtet; denn unzweifelhaft war die mit „W. K. F.," d. i. „Weimarische Kunstfreunde" unterzeichnete Abhandlung von ihm. Die Herrlichkeit der älteren, namentlich niederrheinischen deutschen Kunst, wie er sie in der Boisserée'schen Sammlung und sonst am Rheine zusammen fand, hatte er zwar nicht verkannt, sich vielmehr im ersten Hefte von „Kunst und Alterthum" mit Wärme über sie geäußert, aber daß dort die neuere Kunst wieder anknüpfen könne, lehnte er ab. Seine Autorität fiel schwer in's Gewicht gegen die aufstrebenden Künstler, und eine damals noch große Partei, von der wir Hirth bereits genannt gefunden haben, stand hinter ihm. Um so mehr fühlte Kestner sich verpflichtet, für die Freunde einzutreten, damit so vielverheißende junge Männer nicht „in ihrem schönen Treiben aufgehalten würden." Historisch stand ja fest, daß in ihrem Lehrererfolge die Vorgänger Rafaels und Michelangelos bedeutender gewesen waren, als diese, denn jene hatten größere Maler gebildet, als sie selbst waren, diese nur kleinere. Um eine solche Erscheinung zu erklären geht Kestner wieder, wie ehedem (1810), von dem Satze aus: „Die Kunst ist ein Wiederschein der gottgeschaffenen Natur in der menschlichen Seele", Künstler also ist nur der, „der sich in unmittelbarem Verkehr mit der Natur befindet." Hieran knüpft er den zweiten Satz: auch der größte Künstler giebt nicht die Natur selbst, sondern seine Auffassung von der Natur wieder. Dann schließt er: je anmuthiger und idealer eine solche Auffassung ist, desto mehr ergreift und beherrscht sie des Schülers Gemüth, und da dieser kein höheres Ziel kennt, als dem bewunderten Lehrer gleich zu werden, so tritt der Lehrer zwischen die Natur und ihn der nun nicht von der Natur selbst, sondern von des Lehrers Auf-

fassung die Natur lernt. Je länger aber dergleichen von Generation zu Generation fortwirkt, desto weniger wird der Lernende Künstler, desto mehr bloßer Manierist. Sonach, meint Kestner, thue die „neudeutsche“ Schule Recht, daß sie aus dem absteigenden Strom der Kunst, wie sie gerade ist, sich hinüberschwinge in den alten aufsteigenden Strom, und so die Weise unmittelbarer künstlerischer Naturauffassung von denselben Meistern lerne, von denen Rafael und Michelangelo erzogen wurden. Diese alten Meister, sagt er (Nachahmung S. 75), „haben in einem eminenten Grade die Zeichen in der Gesichtsbildung belauscht und darzustellen verstanden, welche den Unterschied ausmachen zwischen einem lebenden und einem entseelten Körper. Seeleneigenschaften findet man dort in jedem Muskel, jeder Falte, fast in jedem Härchen, und erfährt, in welchem Grade scharf und tief jene Meister gefühlt haben, wie ein Mund, der sprechen, lachen, lächeln kann, ohne im Momente der Darstellung es zu thun, wie ein Auge, das Betrachten, Freude und Betrübniß ausdrücken kann, wie eine Stirn, in welcher Gedanken wohnen, sich unterscheiden von solchen Theilen, die nicht von der Wirkung des Lebens durchdrungen sind.“ Diese Darstellungskraft sei es, „die gerade von ihnen vorzugsweise gelernt werden kann, und die Cornelius, Veit, Overbeck haben sie von ihnen gelernt.“ — Wie schwer es Kestner geworden war, gegen Goethe aufzutreten, zeigt sich darin, daß er noch dreißig Jahre später in den römischen Studien zu beweisen sucht, die Recension, in welcher der Dichter — wieder mit der Chiffre W. K. F. — die ihm zugesandte Schrift, bei aller Anerkennung im Einzelnen, doch der Hauptsache nach verurtheilte, könne nicht wohl unter dessen persönlicher Antheilnahme geschrieben sein. Um so anerkennenswerther ist, daß er mit seiner Meinung nicht zurückgehalten hatte.

Von seinem frischen Künstlerverkehr geben die schönen Aufsätze in den römischen Studien über Koch, Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen, mit dem er längere Zeit dasselbe Haus bewohnte, anziehende Auskunft. Namentlich das Thorwaldsen gesetzte Denkmal ist sowohl für die liebevoll menschliche, wie für die künstlerisch beobachtende Feinheit Kestners ein leuchtendes Beispiel. Auch die Gebrüder Riepenhausen haben in diesen Studien ihr Blatt. Warum es nur eines ist, wird aus Niebuhrs vorhin angeführten Worten verständlich. Kestner hielt die alte Verbindung mit diesen talentvollen Männern und geborenen Hannoveranern in landsmannschaftlicher Treue fest, behielt immer ein gutes Verhältniß zu ihnen, und sagte aus, was er ohne zu tadeln sagen konnte. Er war kein Parteimann; wenn also seine Sympathie auch der „neudeutschen“ Kunstrichtung gehörte, so konnte er doch unbefangen und offen nach beiden Seiten verkehren. Was er bei einer späteren Gelegenheit einmal von sich sagt, er erlebe wieder, „was so oft mein Loos war, der Freund mehrerer Theile zu sein, die untereinander nicht harmoniren“, das war auch in diesen Künstlerkreisen der Fall. Seine reine Freude am Schönen, sein absichtsloses Wohlwollen, seine redliche, allemal zuverlässige Treue, endlich — ein Goethesches Wort zu gebrauchen — die „Bildung des Herzens“, deren man bei ihm jederzeit sicher war, geben die Erklärung.

Auch der Musik bewahrte er die alte Liebe: die römischen Studien über Paganini, Rossini, die Catalani bewahren seine damaligen Eindrücke auf. Ueber die Kirchenmusik schreibt er in sein Tagebuch nach einer am Johannistage 1818 gehörten Aufführung im Lateran mit Doppelchören: „Kraft und Charakter der Melodie ist nicht mehr da; doch kennen die heutigen Componisten den Styl noch von den Vorfahren; deswegen sind die Chöre besser als die Arien, und zuweilen gut. In alten Zeiten gab man der geistlichen Musik nur Würde . . ., heutzutage, wo man das Glück der Erbauung nicht mehr kennt, giebt man der Musik Gefälligkeit, um sich ohne andern Zweck daran zu vergnügen. Daher ist der Styl der Kirchenmusik wenig mehr von dem der Opernmusik unterschieden".

So kehrte Kestner in Rom zunächst zu den Interessen, die er bei seinem früheren Aufenthalte verfolgt hatte, mit Lebhaftigkeit zurück. Aber er blieb nicht mehr bei ihnen stehen, sondern auch für das Alterthum gingen ihm die Augen auf, sodaß Eduard Gerhard ihn bald als den „aller echten Kunst mit enthusiastischer Liebe zum Schönen, aller Zeiten und Richtungen Zugewendeten" charakterisiren konnte. Und es ist bezeichnend, wie zu Anfang in diese Alterthumsinteressen ihn die Freundschaft mehr als die Wissenschaft einführte.

Es ist früher erwähnt worden, daß er in seinem römischen Sommer von 1809 mit dem Baron von Stackelberg gute Bekanntschaft gehabt hatte, Dieser war, als Kestner damals Rom verließ, noch dort geblieben und hatte sich dann der Reise angeschlossen, welche von dem zur Riepenhausen'schen Tischgenossenschaft von 1809 gleichfalls gehörigen Dänen Koes und dem Kopenhagener Professor Bröndstedt, dem Nürnberger Architekten Haller und dem Cannstatter Landschaftsmaler und Kunstfreunde Linckh nach Griechenland unternommen wurde. Er hatte mit ihnen vom Junius 1810 an vier volle Jahre auf dies mühselige und damals gefahrvolle Unternehmen gewendet, und war, nach einem Aufenthalte in seiner Heimath, seit 1816 wieder in Rom, um zu verarbeiten, was er von Griechenland mitgebracht hatte. Mitgegangen war er nur, um zu zeichnen; und berühmt gewordene landschaftliche wie Costümbilder, die er später veröffentlicht hat, beweisen seinen Beruf dazu: aber jeder Anregung empfänglich hatte er, indem er mit Archäologen reiste, auch für Alterthumsstudien Interesse gefaßt, an Ausgrabungen theilgenommen, und jetzt wollte er seine Funde am Apollotempel in Bassä mit Erläuterungen herausgeben; erwarb indeß nun erst die gelehrten Kenntnisse, deren er dazu bedurfte. So fand ihn Kestner und ließ sich von dem stets mit leidenschaftlichem Antheil arbeitenden Freunde bald in dessen antiquarische Forschungen ziehen, nicht blos die auf den Apollotempel bezüglichen, sondern auch in alle die mannigfachen wissenschaftlichen Excurse, zu denen Stackelberg immer geneigt war, und in die tausend archäologischen Fragen, wie sie in Rom jeder neue Tag und jeder neue Fund anregt, und wie sie von dem Freunde, der sich unbedenklich von ihnen ergreifen und oft genug zerstreuen

ließ, mit immer neuer Begeisterung aufgenommen wurden. Gerhard hat im zweiten Theile seiner Hyperboräisch-römischen Studien (1852) dies Leben, an welchem auch Stackelbergs ihm nach Rom nachgefolgter Reisegefährte Linckh theilnahm, farbenreich beschrieben. Man machte in die Campagna und darüber hinaus archäologische Ausflüge, jeder römische Spaziergang erhielt einen archäologischen Zweck. Um sich regelmäßiger zu sehen, aßen Stackelberg und Kestner zusammen, und pflegten als Zusammengehörige auch gemeinsam geladen zu werden; zeitweilig haben sie in der Villa di Malta die Wohnung getheilt. Kestner setzte wohl sein Zeichnen bei Seite, um für diese Alterthumsstudien Zeit zu gewinnen. „Linckh und Stackelberg würden Dir außerordentlich gefallen", schreibt er seiner Schwester. „Mit Beiden stehe ich in einem Verhältniß, als wenn wir Brüder wären, d. h. es ist eine Art von Liebe, die durch Gewohnheit bekräftigt, geheiligt und unentbehrlich geworden ist, und die Nothwendigkeit mit sich führt, Alles miteinander zu theilen, das Große und das Kleine. Beide gehören zu den edelsten Menschen, die geboren sind; es ist eine Pracht, wenn man die Augen der Seele auf ihre Gemüther richtet. Stackelberg höchst graziös, elegant, einzelne Augenblicke fast zu zierlich. Linckh ganz ein Kind der Natur, aus seiner eigenen Keimkraft emporgewachsen, und so mit natürlicher Grazie ausgestattet, daß das Conventionelle, wie das Vorurtheil ihm fremd geblieben sind. Beide sind sehr milde". Linckh antwortete dem Könige von Württemberg, der ihm einen Garten zu Cannstatt abkaufen wollte (1819), er werde ihm das Grundstück erst dann überlassen, wenn er sein königliches Versprechen gehalten haben werde, dem Lande eine Constitution zu geben.

Als Kestner bei Gelegenheit der Feier seines Geburtstages im November 1820 die „jungen Männer, welche er in Rom am liebsten habe", aufführt, nennt er außer Stackelberg und Linckh die Brüder Riepenhausen und zwei Bildhauer, Schüler Thorwaldsens, von Launitz aus Kurland und Tenerani, den bekannten Ferraresen, lauter Künstler; dann aber einen jungen Diplomaten, den der russischen Gesandtschaft attachirten kurländischen Baron Paul von Hahn, der auch in den Bunsen'schen Briefen (1, 344.) als „glänzende Erscheinung" gerühmt wird. Er war von Handwerk Soldat, und ist zuletzt Gouverneur des Kaukasus gewesen.

„Hahn hat mich fast zu lieb," schreibt Kestner der Schwester, „aber sein sehr leichtes Scheiden aus dem väterlichen Hause, das Krieger- und dann das Diplomatenleben hatten ihn zu sehr von sich selbst entfernt, bevor ich ihn kennen lernte, als daß Ausdrücke von lebhafter Herzlichkeit ihm nicht noch immer eine ungewohnte, wenn auch wohlthätige Erscheinung wären. Uebrigens ist er sehr feurig für alles Edle und Vortreffliche, besonders im praktischen Leben. Von der ästhetischen Seite versteht er mich zwar nicht, aber dennoch harmonire ich durch andere und sehr hohe Berührungen mit ihm vollkommen. Denn ungerechnet, daß die Klarheit seines Kopfes und die Bravheit seiner Gesinnung uns in ein von mehreren Seiten vollständiges

Verständniß setzt, so führt sein Verstand ihn auch dahin, einigermaßen das zu ermessen, was er nicht ganz begreifen kann. Hiermit meine ich die poetische Seite, von der er selbst weiß, daß sie ihm mangelt. Dagegen ist er ein weit praktischerer Mensch als ich, und in mehreren Wissenschaften, die mir abgehen, mit einer grenzenlosen Bescheidenheit sehr erfahren ... Er kennt Stackelberg sehr gut und liebt ihn sehr. Aber dieser ist zu sehr Künstler, um dieselbe Menge von Berührungen mit ihm zu haben." Von andern Diplomaten kommen in Kestners Briefen die schweizerischen als befreundete vor, namentlich der Berner Oberst Fischer, den auch Niebuhr (Lebensnachr. 2, 390.) seinen Trost und „einen der hellsten und gewandtesten Geister" nennt, die er kenne. Ebenso der niederländische Gesandte Reinhold, ein überaus gebildeter und geistig beweglicher, für Niebuhrs Geschmack zu liberaler Mann.

Nach der Einführung, die Kestner, wie am Ende des ersten Artikels erwähnt ist, durch Ernst Schulze bei Bunsen und Brandis gefunden hatte, hätte man ein näheres Verhältniß zu dem Niebuhr'schen Kreise erwarten können, um so mehr, als für dessen künstlerische Freunde Kestner so lebhaft in die Schranken trat. Ein solches Verhältniß ergab sich aber nicht: die Freundschaft mit Bunsen datirt erst später. Die Männer vom Palast Savelli und dem Capitol waren an erster Stelle Gelehrte, die vom Pincio und der Villa di Malta an erster Stelle Vertreter des künstlerischen Schönheitscultus; Niebuhr, für die Kunst wenig begabt, sah auf den Dilettantismus der Kestner und Stackelberg mit der Geringschätzung des Fachmannes hinab, und wiederum Kestner, der weder die politischen, noch die historischen, noch die nationalökonomischen Interessen Niebuhrs theilte, war nicht gemacht, dessen Bedeutung voll zu ermessen. Es kam hinzu, daß Niebuhr den Hauptmitgliedern der hannoverschen Gesandtschaft, v. Ompteda und Leist, nur schwer verzieh, wie sie am Triumphwagen Jerome Bonapartes gezogen hatten, und in seiner herben Art dies gelegentlich aussprach; wofür er dann von den Betroffenen wiederum mit dem widerwilligen Mißtrauen betrachtet wurde, auf welches der damalige Hannoveraner dem Preußen gegenüber ohnehin gern gestimmt war. Der Ausdruck dieses unbehaglichen Nebeneinander ist es, wenn Ompteda an seinen Berliner Vetter schrieb: Niebuhr lebe wie ein Einsiedler und sei grob wie ein Bär. Erst später hatte er diese Empfindungen überwunden, und als er dann (März 1819) plötzlich starb, dürfte auch Kestner zum ersten Male eine über das Oberflächliche hinausgehende Berührung mit Niebuhr gehabt haben, der ihm half, was bei der confessionellen Antipathie der römischen Behörde nicht leicht war, das Begräbniß des protestantischen Gesandten würdig zu gestalten. (Zur röm. Frage. II 2, 260. Not.) Ihr Verhältniß wurde hierauf nahe genug, um Kestner, als er einige Zeit nachher sein Trauerspiel Sulla schrieb, zu veranlassen, daß er es Niebuhr mittheilte, und diesen, daß er die Mittheilung mit einem eingehenden Briefe, der noch vorhanden ist, erwiederte.

Anfang April 1819 kam Kaiser Franz nach Rom, gab zu einer Reihe glänzender Feste und für Kestner zu mancherlei erfreulichen Bekanntschaften Anlaß, unter denen er die der Herzogin-Wittwe von Württemberg, geborenen Prinzessin von Nassau-Weilburg, mit ihren vier schönen Töchtern obenan stellt: „die Zärtlichkeit einer würdigen Mutter, der unbefangenste Verstand mit der geübtesten Leichtigkeit des Betragens einer Fürstin und der Würde einer tugendhaften Frau.“ — Kestner war um diese Zeit lebhaft mit der Frage beschäftigt, wer zu Omptedas Nachfolger bestimmt sei. Mit diesem hatte er nicht nahe, aber gut gestanden und gelegentlich die „Gefälligkeit“ zu rühmen gehabt, mit welcher der Gesandte auf des Secretärs Kunstinteressen einging. An des Nachfolgers Gesinnung hing für ihn der Genuß seines römischen Lebens. Daher er mit größter Freude Ausgang Aprils vernahm, daß jener ehemalige Kriegsrath, dann Gesandte, Franz von Reden, an den schon bei der ersten Besetzung der Legation gedacht worden war, der alte Freund seiner Eltern, dieser Nachfolger sein werde; und er empfand es auf das Wohlthuendste, als dieser schon in seinem ersten Schreiben die überkommenen Zusammenhänge anklingen ließ.

Reden brachte seine Frau, zwei Töchter und eine Nichte der Frau, Fräulein v. Wurm, mit nach Rom; man installirte sich in der Villa di Malta und Kestner schreibt seiner Schwester: „Du hattest ganz recht, wenn Du Dir denkst, man könne sich kein zufriedeneres Zusammenleben vorstellen, als zwischen mir und diesen ausgezeichneten Sterblichen. Die Formen abgerechnet, ist es ganz ebenso, als wenn ich mit meinen Eltern und Geschwistern lebte.“ Im October führten er und Stackelberg die Familie nach Albano und freuten sich des Entzückens des ebenso gebildeten wie wohlwollenden frischen alten Herrn. So lange er Kestners Chef war, ist das Verhältniß in dieser guten Tonart ungetrübt geblieben.

Er hatte die Rückberufung des Legationsrathes Leist gefordert, dessen jeromistische Vergangenheit ihm zuwider und der auch der Curie nicht mehr annehmbar war. Dieser verließ Rom, ohne einen Nachfolger zu erhalten, vor Ankunft des Gesandten. So hob sich zugleich die amtliche Bedeutung Kestners; denn sowohl in der Geschichte der bisherigen Verhandlung, soweit sie nicht in den Acten stand, wie in Betreff der Personen, mit welchen sie weiter zu führen war, hatte nun er diesen zu orientiren. Wenn Leist in Rom Dinge hatte durchsetzen wollen, die man nicht hätte fordern dürfen, weil die Nichtgewährung von vornherein sicher war, so machte Herr von Reden in seinem sorglosen Wohlmeinen jetzt den entgegengesetzten Fehler, indem er einen Concordatsentwurf annahm, auf den der moderne Staat nicht eingehen konnte, und der dann von seiner Regierung auch zurückgewiesen ward. Ob hierbei Kestner mit gesündigt hat, erhellt nicht aus den Acten: jedenfalls ist seine wie seines Vorgesetzten Schuld dadurch gemildert, daß die Unmöglichkeit der Verständigung zwischen der römischen Curie und dem deutschen Staate der Gegenwart damals von keinem der staatlichen Unter-

händler genügend gewürdigt wurde. Kestner gab sich für keinen Sachkundigen, und war es auch nicht. Insofern von freiem Blicke, als er an der Vorliebe der Romantiker für die katholische Kirche nicht Theil nahm, politisch auf Seite des modernen constitutionellen Staates, wenn auch vielleicht nicht mit Einräumung seiner sämmtlichen Consequenzen, war er durchaus geneigt, jener Kirche so viel freie und selbständige Bewegung zuzugestehen, als staatlich irgend möglich sei; aber er hielt fest, daß der Staat es sei, der die Grenzen dieser Möglichkeit zu bestimmen habe. Allerdings construirte er sie sich nicht principiell, sondern dachte sie als durch concrete Bedingungen von Fall zu Fall gegeben.

Später hat er der hannover'schen Negociation doch einen großen Dienst erwiesen. Nachdem die Regierung die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Concordat, wie man es gewünscht hätte, nicht möglich sei, zog sie sich (October 1822) auf die Forderung einer bloßen Circumscriptionsbulle zurück; und obwohl die Curie den Concordatsgedanken ungern aufgab, so hatte doch Herr v. Reden im Anfange des April 1823 das die Grundlage der Bulle ausmachende Decret der Concistoriale nach Hannover einsenden können. Nicht früher als gegen Mitte Augusts erhielt er Antwort, und ließ am 16. dem Cardinalstaatssecretär Consalvi die Note zugehen, in welcher er die hannover'schen Modificationsforderungen formulirte; worauf Consalvi schon am 18. antwortet, er bewillige sie insgesammt, bis auf die eine, daß für den vom Hildesheimer Bischofe, als vorläufigem Administrator der Diöcese Osnabrück, dort zu ernennenden Generalvicar regierungsseitig die Qualification als persona grata gefordert sei. Dergleichen habe man niemals bewilligt; denn um der eigenen Verantwortlichkeit willen könnten die Bischöfe nicht anders, als in dieser Anstellung vollkommen frei sein. Der Tag, an welchem Consalvi dies schrieb, war derjenige, wo der Zustand Papst Pius VII., der an einem Schenkelbruche darniederlag, sich als lebensgefährlich erwies. Am folgenden Tage — Herr v. Reden war nicht in Rom — ging Kestner in Consalvis Dienstagsaudienz. Man wußte schon, daß keine Hoffnung mehr war. „Der Cardinal," schreibt er, „wenn er wegen neuen Empfanges oder in Begleitung eines Besuchenden aus seinem Cabinette in das Versammlungszimmer trat, behielt zwar die ganze Liebenswürdigkeit seines Benehmens, war aber von dem nahen Trauerfalle sehr gebeugt, und sah nach einer durchwachten Nacht sehr erschöpft aus; sein Haar war ungeordnet, seine Kleidung schien ungewechselt . . . sein Athem gab zu erkennen, daß er durch starke Getränke sich aufrecht erhielt. Das Thüröffnen und -schließen ging ebenso gelinde von Statten, als es sonst als die Handlung eines Mannes in voller Kraft zu geschehen pflegt" u. s. w. Kestner war der letzte in der Reihe der Bevollmächtigten, mit denen der Staatssecretär zu conferiren hatte; aber trotz dessen großer Erschöpfung wurden die wenigen zu wechselnden Erklärungen von Consalvi „mit eben so viel Freundlichkeit und Grazie wie Besonnenheit" gegeben, und „mit einer, bei der Wichtigkeit des

Gegenstandes und bei der Kürze der Zeit fast bewundernswürdigen Vollständigkeit", obgleich ein eben eingetretener und in Consalvis Cabinet geführter Cardinal, der Kestner eigentlich hätte vorgehen müssen, dort wartete. Der Gegenstand war in der That wichtig, denn es handelte sich um die Nothwendigkeit, augenblicklich und schlechthin hannoverscherseits abzuschließen. Nur Consalvi dachte frei genug, die Negociation so zu vollenden. Daß er einen Nachfolger aus den Zelanti erhalten, und daß dieser höchst wahrscheinlich anders denken werde, stand fest. Es war also größte Gefahr im Verzuge. „Ich sandte nach der Unterredung," schreibt Kestner, nachdem er das bunte Treiben geschildert hat, welches er im Quirinal beobachtete, „meinen zweiten heutigen Boten, dies Mal einen reitenden, ab; welcher es dann bewirken half, daß Abends der Gesandte noch zeitig genug kam, um in aller Ordnung, durch eine kurze Unterredung und Ueberreichung einer Note, die wir Abends um 8 Uhr eiligst schrieben, uns" — d. i. Hannover — „nicht nur vor einem großen Nachtheil zu bewahren, sondern auch einen großen Vortheil zu erlangen."

Die Note enthielt Nichts, als Redens Erklärung, er nehme Namens seiner Regierung die Proposition vom 18. an, und schließe ab. So konnte er anderen Tages, indem er nach Hannover den Tod des Papstes meldete, hinzufügen: noch vor dessen Eintritt habe er „die Circumscriptionsbulle mit dem Cardinalstaatssecretär arrangirt, so daß der Nachfolger sie wird expediren müssen." Kestner gebührte kein geringes Verdienst dabei.

Die Anzeige von Papst Pius VII. Tode, wie sie auf einfachem Quartblatt ohne Unterschrift bei der Gesandtschaft einlief, lautete: Il Papa è morto 20. d'Agosto alle 6. della matina. „Wenige Stunden nachher wurde der Palast des Quirinals zugeschlossen und man sah Nichts von dem Leben, das sich um ihn her zu bewegen pflegte." Consalvi war schluchzend zu den Füßen des Sterbenden niedergesunken und über dessen Knieen ohnmächtig geworden. „Abends vorher hatte der Cardinalvicar della Genga unter mehreren Uebungen der Andacht dem Papste Psalmen gelesen, während Pius VII. der Ceremonie gemäß die letzten Worte wiederholte. Die Antworten blieben einmal aus und der besorgte Cardinal fragte: Sua Santità non risponde piu? Der Papst versetzte andächtig: Sua Santità? Povero peccatore! — Am Sterbetage Abends „zogen Hunderte von Menschen den Quirinalberg und die Via di Porta Pia auf und ab, den todten Palast und seine verschlossenen Thüren anzusehen. Große Theilnahme bemerkt man indessen nicht, und es scheint wohl mehr die Erwartung vieler lange nicht oder nie erlebter Sehenswürdigkeiten die vergnügungssüchtigen Menschen in Bewegung zu setzen." Kestner schildert in seiner Aufzeichnung vom folgenden Tage die Ausstellung der Leiche im Quirinal und die Vorbereitungen zum Conclave. „Man trug sich schon mit der Nachricht, daß die Cardinäle della Genga und Castiglione, Beide berühmt eifrige Katholiken, für Competenten zur Papstwahl gehalten würden. Dies wurde mit der Aeußerung erzählt,

daß das Cardinalscollegium dringend wünsche, die laxen Grundsätze des bisherigen Gouvernements wieder zu vertreiben.“ Bekanntlich wurde am 28. September zunächst Della Genga, Papst Leo XII. gewählt, welchem Castiglioni, Papst Pius VIII., erst 1829 nachgefolgt ist.

Leos Cardinalstaatssecretär wurde Della Somaglia; mit ihm war der Rest der hannover'schen Verhandlung zu führen. Die Regierung ließ sich wiederum Zeit: obwohl gegen Ratification der Erklärung Redens vom 19. August sich Bedenken nicht erhoben, wurde sie doch so spät in London beantragt, daß — dort unverzüglich gegeben — sie erst im December in des Gesandten Hände gelangte. Somaglia zeigte sich jetzt minder ungünstig, als erwartet worden war; dagegen bestrebte sich der Cardinalprodatar Severoli mit allen Kräften, den Abschluß noch wieder rückgängig zu machen, und es kostete Mühe, daß nichtsdestoweniger das Geschäft abgewickelt ward und die Formulirung der Bulle, wenn auch nicht ohne einige unfreundliche Wendungen, endlich fertig wurde. Am 29. März 1824 sendete Herr v. Reden das Document nach Hannover ein.

Unter allen diesen Arbeiten seines diplomatischen Berufes hatte Kestner den Verkehr mit seinen Freunden und die Verfolgung der Interessen, die ihm zuerst am Herzen lagen, mit Eifer festgehalten.

Fast den ganzen Sommer 1820 hatte er verwandt, ein fünfactiges Trauerspiel „Sulla“ zu schreiben, welches er, noch weiter überarbeitet, 1822 — in Hannover bei Hahns — erscheinen ließ. Eine als „historischer Inbegriff“ bezeichnete Einleitung und dann das ganze offenbar Shakespeares Julius Cäsar nachahmende Stück läßt erkennen, wie lebendig er sich das alte Rom im Geiste reconstruirte. Nicht so gelang ihm aber, seinen Einzelgestalten Leben zu geben, und er mußte sich zuletzt gestehen, der Versuch sei nicht gelungen. Feines poetisches Verständniß und echte Liebe zur Poesie war noch kein Beruf, dichterisch zu produciren; und seit Kestner das erkannte, hat er nur noch gedichtet, wie er zeichnete: für sich selbst und für seine näheren Freunde. Aber in diesen Grenzen gab er das Glück zu dichten niemals auf, und wurde, wie er z. B. Geburtstage im Reden'schen Hause mit Festgedichten feierte, so auch wiederum von dessen jungen Damen, halb neckisch, halb ernsthaft, zu seinem eigenen Geburtstage mit dem Dichterlorbeer gekrönt; wobei Stackelberg und Launitz, beide gleichfalls Reden'sche Hausfreunde, heiter und herzlich Antheil nahmen.

Um so freier wandte er sich, seit er aufgegeben hatte, sich als Dichter einen Namen zu erwerben, der Archäologie zu.

Ich habe oben der Männer vom Palast Savelli und vom Capitole gedacht, die das römische Alterthum von der wissenschaftlichen, und der Männer vom Pincio und der Villa di Malta, die es von der Kunstseite zu erfassen strebten. An diese Doppelheit und an ihre spätere Vereinigung in Stiftung des deutschen archäologischen Institutes ist neuerlich in vortrefflicher Art durch die Denkschrift zu dessen funfzigjähriger Jubelfeier von Ad. Michaelis

erinnert worden. Jener gelehrte Kreis fand eine festere Verbindung in dem gemeinsamen Unternehmen einer Beschreibung der Stadt Rom, welches Niebuhr zunächst aus persönlichem Interesse für Platner in die Hand nahm, indem er eine Anwesenheit Cottas benutzte, es buchhändlerisch zu fixiren. Platner ist oben als einer der im Niebuhr'schen Hause verkehrenden Maler erwähnt; er war aber ohne Talent. Einst hatte er einen großen Carton, Hagar in der Wüste, entworfen; an der einen Seite Hagar mit Ismael, an der andern der Engel, dazwischen sehr breit und wüst die Wüste. Als er fertig war, lud er die Freunde, um sie über den Entwurf zu hören, zum Frühstück in sein Atelier, unter ihnen Cornelius. Munter vom Wein ging man an die Besichtigung, und da man Platner gut war, so gab es eine Verlegenheit; denn zu loben war das Bild einmal nicht. „Höre Platner," nahm Cornelius das Wort „der Carton ist nicht schlecht gedacht, aber er hat einen Fehler, soll ich ihn corrigiren?" Und als Platner versichert, eben das sei sein Wunsch, springt Cornelius, das Bild zerreißend, mitten durch die Wüste hindurch. Platner erkannte an, daß die Freunde Recht hatten, und entwarf keine Cartons mehr, sondern wurde, nachdem er sich noch eine Zeit lang ärmlich durchgeschlagen hatte, königlich sächsischer Agent am päpstlichen Hofe. Wenn Pecht (Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, 1877, S. 281) die hier mitgetheilte Geschichte, und zwar mit Berufung auf Friedrich Preller, von Kestner erzählt, so ist ihm wohl begegnet, den sächsischen und den hannoverschen Diplomaten zu verwechseln. Preller, von dem auch ich sie gehört habe, erzählte sie von Platner, und daß sie gerade diesem begegnet sei, war um die Mitte der vierziger Jahre, zu einer Zeit, wo Kestner, Platner und Cornelius zu Rom noch lebten, dort unbestritten. Kestner hat niemals ein Atelier gehabt und niemals Cartons entworfen, sondern außer Landschaften nur Porträts, und diese sehr bescheiden auf seinem Zimmer gezeichnet. — Platner also war ein geringer Maler, aber als Sohn eines Leipziger Professors ein gut gebildeter und in seiner Weise gelehrter Mann, und Niebuhrs Unternehmen hatte den Zweck, ihm Unterhalt zu schaffen. Ursprünglich auf die gemeinsame Arbeit dieser Beiden und Bunsens berechnet, Brandis hatte Rom schon verlassen, fiel es nachher Bunsen und Platner allein zu, die dann als Dritten Ed. Gerhard hinzuzogen, als er nach einem früheren kurzen Aufenthalte in Rom im October 1822 zu längerer Arbeit dahin zurückkam.

Gerhards Hauptinteresse war die Archäologie der Kunst; so war er der geborene Vermittler zwischen der capitolinischen Gruppe der Alterthumsfreunde und der von Villa di Malta. Wie er durch eine Entdeckung über die Lage der Basilica Julia zu den einheimisch römischen Gelehrten in lebhafte Verbindung trat, so wurde er durch Bröndstedt, jenen Unternehmer der griechischen Reise von 1810, der jetzt als Agent des Kopenhagener Hofes in Rom lebte, mit Stackelberg bekannt; und „nachdem auch Theodor Panofka, ein jüngerer Philolog aus Böckhs Schule, im Herbste 1823 nach Rom

gekommen war," erzählt Michaelis, „bildete sich zwischen Gerhard, Stackelberg, Kestner und Panofka ein enger Freundschaftsbund, einerseits auf gemeinsamen Interessen und Studien beruhend, andererseits durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Eigenschaften belebt. Zwei Winter hindurch vereinigten sich auf Panofkas Anregung die Freunde regelmäßig in Kestners Wohnung zu gemeinschaftlicher Lesung des Pausanias, gelegentlich auch des Hygin und Philostratos. Mythologie und Cultusbräuche bildeten das Hauptaugenmerk ihrer Studien. Die Beziehungen zu den bildlichen Resten des Alterthums lagen in Rom überhaupt und diesem Kreise noch besonders nahe, erhielten aber durch Stackelbergs Arbeiten an seinem Apollotempel zu Bassä erhöhte Lebendigkeit. Stackelberg, ohne philologische oder überhaupt streng wissenschaftliche Schulung, aber eine tief innerliche poetisch und künstlerisch reich begabte Natur mit romantischer Beimischung, hatte sich tief in das Studium von Creuzers Symbolik versenkt, und schwelgte gleichsam in der benebelnden Wirkung, welche dies Buch auf ihn, wie auf so viele Andere ausübte. Er war bedeutend genug, um auch den Freunden Etwas von dem eigenen Rausche mitzutheilen. Kestner verhielt sich bei diesen Studien mehr receptiv. Panofka, von Haus aus mit einem gesunden künstlerischen Blicke begabt, war doch philosophisch zu wenig sicher und zu sehr geneigt, den Kreuz- und Quersprüngen eines lebhaft und witzig sprudelnden Geistes nachzugeben, als daß er sich den Lockungen der symbolischen Mythologie und Archäologie hätte entziehen können und mögen. Auf ganz anderm Boden stand Gerhard. War er auch vielleicht an natürlichem Kunstsinn den Freunden nicht ganz gewachsen, so bewahrte ihn dafür eine tüchtige philologische Bildung vor jenen Auswüchsen." Hören wir Kestner selbst über diesen Verkehr. Indem er am 25. April 1824 seiner Schwester mittheilt, wie er Stackelberg bei dessen literarischen Arbeiten beigestanden habe, fährt er fort: „und dann hatten wir oft Zusammenkünfte mit zwei neuangekommenen Schlesiern, Professor Gerhard und Doctor Panofka, beide jung, lebendig, tüchtige Philologen, die sich sehr an uns angeschlossen haben, und durch Reinheit des Charakters und der Sitten verdienen, geliebt zu werden: mit Heiterkeit und Anmuth im Umgange, ohne Annehmlichkeit im äußern Erscheinen. Panofka wurde zum Sophokles benutzt, und so haben wir einige Stücke mit ihm gelesen, und ich mich wieder auf's Griechische geworfen. Gerhard leidet sehr an den Augen, hört nur zu, wenn etwas gelesen wird, wie ein Blinder, aber ersetzt die Augen durch thätige Aufmerksamkeit, schnelles Auffassen und Wiedergeben. Panofka ist zugleich sehr lustig, was uns sehr wohlthat, weil Stackelberg zu reich an Ideen und zu sehr Künstler ist, um schnell zu schreiben; wodurch sein großes Werk über einen griechischen Tempel bis jetzt noch nicht zum Drucke nach Frankfurt gegangen ist; welches seiner Heiterkeit, die sonst so glänzte, oft geschadet hat. Nun, denke ich aber, wird das Manuscript, das schon vor mehr als einem Jahre in Frankfurt sein sollte, binnen acht Tagen dahin abgeschickt. Es ist ein schönes und reichhaltiges Werk und wird gewiß Beifall finden".

„Die Romantik des ganzen Freundschaftsverhältnisses," erzählt Michaelis weiter, „welches auch außer den gemeinsamen Leseabenden in Spaziergängen und sonstigem Verkehr eifrig gepflegt ward, und das Vorwalten des Apollocultus, der auf Anlaß von Stackelbergs Werk gewissermaßen den Mittelpunkt der mythologischen Studien bildete, sprachen sich in der Bezeichnung aus, welche die Freunde sich beilegten: römische Hyperboräer nannten sie sich nach dem frommen Volke der Apolloverehrer im hohen Norden, von denen der Gott in jedem neuen Lenz gen Süden gezogen kommt." In seinen hyperboräisch-römischen Studien hat Gerhard diesem gemeinsamen Streben ein schönes, so weit es Stackelberg persönlich betrifft, schon erwähntes Denkmal gesetzt, im Uebrigen dürfen wir darüber auf Michaelis' Denkschrift verweisen. Den Spätsommer und Herbst 1824 benutzte Kestner gemeinsam mit Stackelberg und Panofka zu einer Reise durch Sicilien, deren für seine Mutter aufgezeichnete Beschreibung, dieser Bestimmung gemäß, mehr Schilderung von Gegenständen und Zuständen, als Archäologisches enthält. Besondere Abenteuer hatten die Reisenden keine. Aber auf der Rückkehr wurde Stackelberg in Neapel schwer krank, so daß Kestner um ihn zu pflegen und — wie er einmal sagt — den Mond während dieser Zeit häufiger erblickend als die Sonne, noch den ganzen November dort bei ihm blieb. Erst im December kehrte er zu seinem Gesandten nach Rom zurück, der ihm auf die freundlichste Art so langen Urlaub gegeben hatte.

Wie bereitwillig die Familie von Reden auch seine künstlerischen Beschäftigungen und Zusammenhänge zu unterstützen pflegte, davon zeugen die römischen Studien in dem reizenden und in seiner äußeren und inneren Sauberkeit meisterhaften Genrebilde: „Vittoria, die schöne Winzerin von Albano". Es war Frau von Reden, welche Kestner ermöglichte, im Sommer 1820 die nähere Bekanntschaft der Familie des schönen Kindes zu machen; sie war es, welche in den Jahren darauf die Schönheit wiederholt in ihr Haus lud, und es gestattete, daß dort unter Kestners Vermittelung, von nahezu allen namhaften Bildhauern und Malern, die es in Rom gab, der niemals völlig gelungene Versuch gemacht wurde, sie zu portraitiren.

Das Jahr 1825, ein Jubeljahr (anno santo) der römischen Kirche, fand Kestner auf den verschiedensten Gebieten eingelebt in der ewigen Stadt, und als eine Probe der Art, mit welcher er auch die Erscheinungen der Kirche, wo sie eine volksmäßige Seite hatten, liebevoll betrachtete, mag hier eine Aufzeichnung folgen, in der er (27. März) das Mittagsmahl beschreibt, welches von Papst Leo XII. nach einer großen Procession den Pilgern gegeben wurde, die an dem Tage mit ihm im Zuge gewesen waren. Als die Procession die Peterskirche verließ, war er „mit dem Gesandten nach Hause gefahren. Etwas nach zwölf Uhr waren wir wieder im Hofe des Vatican, als eben" die zurückgekehrten Pilger nach Landsmannschaften gruppirt wurden, „und man sagte, daß in einer kleinen Stunde das Mittagsmahl beginnen werde. Wir begaben uns also vorläufig in die oberen Räume,

dem Speisezimmer benachbart, in dessen ganzer Länge wir eine Tafel mit 72 Couverts bereitet sahen. Vor jedem waren drei Teller ins Spitze gestellt, der eine mit Früchten, der andere mit Zuckerwerk, der dritte mit Caviar, gesalzenen Fischen, Oliven und Kappern. Am oberen Ende war ein kleiner Quertisch für den Papst und an denselben sein Thron gestellt, so daß des Papstes Sitz obenan war. Das Ganze bildete die Gestalt eines Christuskreuzes. Bald trat der Papst aus einer Thüre, die links hinter dem Throne und dessen Baldachin lag, herein. Er war nur von dem Maestro del Sagro Palazzo und dem Oberkammerherrn begleitet, und sein gewöhnlicher Glanz so sehr zurückgeblieben, daß er bloß einen Kittel von weißem Merino (so schien das Zeug) anhatte, vorn von oben bis unten zugeknöpft, und auf dem Kopfe eine kleine mousselinene Deckelkappe. Alsbald nach ihm wurden in die benachbarte Thür am oberen Ende der langen Saalseite die 72 Pilger hereingelassen, deren ununterbrochener Zug um den Tisch herumging, so daß Jeder hinter einen Stuhl zu stehen kam, und dann auf demselben Platz nahm. Viele Monsignori waren in der Länge des Saales vertheilt. Andere Geistliche standen oben, unter denen der Papst sich hin und wieder bewegte. Der Cardinalstaatssecretär Della Somaglia trat ein, und hielt sich ebenfalls oben auf. Als jetzt das Auftragen der Speisen erwartet wurde, entstand eine Pause von wenigstens fünf Minuten, in welcher man an der sanft geäußerten Ungeduld des Papstes sah, daß die Köche wider Erwarten zögerten. Endlich kam von der entgegengesetzten Seite des Saals eine Reihe von Dienern in Paonazzokleidern herein; Jeder mit einem großen Cabaret, auf welchem sechs bis acht Teller rauchender Suppe standen, und näherten sich dem Papste. Zu diesem eilten die Prälaten heran, reichten ihm einen Teller nach dem andern hin, und er trug eigenhändig jedem seiner Gäste auf; nur Wenige ausgenommen, die von den Prälaten gegenüber, um das Geschäft des heil. Vaters abzukürzen, besorgt waren. Als jeder Pilger mit Suppe versehen war, nahm der Papst seinen Thron ein; auch ihm wurde dieselbe Suppe aufgetragen; aber auf goldenem Teller, anstatt daß die Andern von Fayence aßen. Er gab mit beiden Händen seinen Gästen ein Zeichen; sie aßen, und er zugleich. Der Suppe folgte gekochter Fisch, der ebenso tellerweise in großen Stücken, aber jetzt von den Prälaten, unter Beistand geringerer Geistlicher, zugetheilt wurde. Er war mit Essig und Oel. Das dritte Gericht waren gebratene Fische, das vierte Spinat, der sehr nach Oel und Knoblauch stank und von Rosinen strotzte. Alles wurde gegessen mit dem gesundesten Appetit eines Wanderers; auch der Papst aß nicht wenig; nur die gebratenen Fische rührte er nicht an, aber von dem Anderen aß er nach Art eines gesunden Mannes; und der stinkende Spinat schien sein liebstes Gericht; gleichwie seine unedlen Gesichtszüge und seine braune Farbe mit einem so widerwärtigen Lieblingsgericht analog zu sein schienen. Indeß habe ich heute mehrere Male bestätigt gefunden, daß seine Miene in der Freundlichkeit angenehm wird. — Ich muß noch erzählen, daß bis

zu diesem Theile des Diners die Predigt dauerte, welche von einem an der Langwand auf Seite der Fenster auf einem erhöheten Lehrsessel stehenden Priester gleich nach der ersten Bewegung der Löffel begonnen ward. In seiner Einleitung sagte er, Jesus habe niemals seine Schüler um sich versammelt, ohne ihnen göttliche Lehren zu geben; diese sollten ihnen daher auch beim Statthalter Christi zu Theil werden. Auch habe er sich den Menschen in Herablassung und Menschenliebe genahet, und sei unter sie gegangen; hierin thue sein Statthalter ihnen heute ein Gleiches, indem er ein Denkmal der menschenliebenden Handlungen Christi stifte. Sie sollten daher die hohe Wichtigkeit des Tages und die Gnade, die ihnen heute widerfahren, bedenken; das werde sie als ein wohlthätiges Andenken ihr ganzes Leben begleiten, und wenn sie zu Haus kämen, würden sie den Ihrigen davon erzählen. Nach weiterer Ausführung dieses Themas ging er hierauf zu sehr nützlichen christlichen Lehren über, die er schlicht und verständlich behandelte, und worin er vornehmlich zu geselligen Tugenden, zu Mildthätigkeit, Verträglichkeit und Nächstenliebe ermahnte. Diese Predigt dauerte bis gegen das Dessert. — Auch muß ich einer Sitte noch erwähnen, die den Papst betrifft. Wenn er nämlich sich Wein oder Wasser einschänkte, knieeten alle seine Hofleute um ihn, und blieben in betender Stellung bis er ausgetrunken hatte. Selbst der Staatssecretär, der während des ganzen Essens zu seiner Rechten auf einem Tabouret saß, ohne zu essen, that es; von diesem verbat es der Papst indeß nach dem ersten Male, entweder wegen seines hohen Alters von 82 Jahren, das ihn jedoch noch rüstig läßt, oder wegen der Höhe seines Standes. Man sagt, diese Sitte rühre von der Idee an Vergiftung her: auf jeden Fall ist sie von Kriecherei erfunden. Um den Papst her waren die ihm Auftragenden: der Maestro di Sagro Palazzo, der Oberkammerherr Monsignor Barberini, mehrere Andre; ich glaube, auch der Oberstallmeister und der Schweizerhauptmann Baron Pfyffer. Vom Dessert nahm der Papst nichts, und schaute mit einer Miene des Ergötzens und der Gunst auf seine Gäste, ermahnte auch die nächsten, es sich wohl sein zu lassen. Seinen Teller mit Zuckerwerk sandte er durch einen der umstehenden Hofleute an den zweiten Pilger zu seiner Linken, einen Deutschen. Der Grund dieser Gnade schien etwa ein günstiger Eindruck, den er von diesem Manne bekommen, gewesen zu sein. Einmal sandte er den Hauptmann Pfyffer an einen andern ihm nahe sitzenden Gast, und ließ ihn wissen, daß es erlaubt sei, Das, was sie nicht äßen, mit sich zu nehmen; der Schweizerhauptmann war erwählt, um dies den Deutschen in ihrer Sprache sagen zu lassen; die Erlaubniß ward von Allen benutzt. Nun war der Hunger gestillt, die Bündel, worin die armen Männer die Reste des Mahles forttrugen, wurden gemacht, und hierbei halfen ihnen willig die Umstehenden, nicht ohne Seitenblicke, ob der Mächtige ihre Bereitwilligkeit auch bemerke. Die Prälaten fuhren fort, mit freundlicher Aufmerksamkeit den Gästen dienend neue Flaschen mit Wein vorzusetzen, wenn

die vorigen auch noch nicht ganz leer waren. Bis der Papst das Zeichen gab. Alle erhoben sich. Der Priester, welcher gepredigt hatte, kam zum Handkusse, und ein anderer mit dem Gebetbuche stellte sich zur Rechten des Tisches oben hin und las das Dankgebet, von welchem die Schlußformeln von der ganzen Menge wiederholt wurden. Jetzt wurde des Papstes Quertisch gegen die Fenster gerückt, um den Raum obenan zu vergrößern, auf welchem sich nun, indem der Thron zur Wand unter den Baldachin zurückgezogen wurde, eine neue Scene entwickelte. Der Papst setzte sich auf den Thron, auf ein Tabouret zu seiner Rechten setzte sich der Generalvicar und hatte in einer Serviette sehr viele Rosenkränze und silberne Medaillen, auf Schüsseln aber standen gewisse Medaillons von weißem Wachs, worauf ein Agnus Dei abgebildet war, in seiner Nähe. Unterdessen hatte sich ein Kreis von Hofleuten und Geistlichen um den Papst her versammelt, und Einer von ihnen führte einen Pilger nach dem andern vor den Papst; jeder knieete, küßte ihm den Fuß, ward von ihm gesegnet, und erhielt dann vom Cardinal die drei Geschenke, die ich genannt habe. Von dem Throne bis zur Thür, aus welcher die Pilger, sobald sie beschenkt waren, wieder hinausgingen — es war dieselbe, durch die sie gekommen waren — hatte sich ein Spalier gebildet, in welchem auch ich nebst anderen Zuschauern war und so den Eindruck bemerken konnte, den auf jeden Pilger die Scene gemacht hatte. Einige weinten vor Rührung, daß ihnen die Thränen an Nase und Kinn hinunterstürzten, andere kamen in verzücktem Lächeln, andere mit verschämter Miene ihrer Kleinheit, andere im stillem durchdrungenen Ernst, andere wild schauend, als wüßten sie sich nirgends zu benehmen, andere auch roh und unempfindlich gegen jede Erscheinung, und diese Contraste der jeden Augenblick vorüber Eilenden, bald grau und alt, bald jung und frisch, zwei Knaben von fünfzehn bis sechzehn Jahren waren dabei, bald faltig, bald glatt, bald klein, bald groß, bald lumpig, bald lumpiger, mit einem Rockschoß oder mit zweien, mit heilen oder zerrissenen Hosen, mit Gamaschen oder Stiefeln u. s. w., waren sehr unterhaltend und lehrreich. Selbst noch an der Ausgangsthür waltete der Geist der Gastfreundschaft. Hier waren zwei Geistliche aufgestellt, mit reinem weißen Papier zum Einwickeln. Jedem der Pilger wurde ein Bogen gereicht, damit sie ihr Agnus Dei weder beschmutzten noch zerbrächen und Jedem wurde erläutert, daß sie das wächserne Medaillon allein einzuwickeln hätten, um nicht das Wachs mit den übrigen Sachen zu beschädigen. Und hier half ich den des Deutschen unkundigen Geistlichen, wenn Deutsche vorübergingen."

So weit Kestner.

Aber Wichtigeres, als Erfahrungen der dargestellten Art, trug ihm das Jubeljahr ein: es entschied über sein Bleiben in Rom.

Als die Bulle Impensa nach Hannover abgegangen war, hatte er im April 1824 nach Hause geschrieben: „Unser Concordat ist freilich nun fertig und schon, wie wir wissen, in Hannover angekommen. Es läßt sich

mit Gewißheit voraussehen, daß Redens spätestens im künftigen Frühjahr, ja wer weiß, ob nicht schon diesen Sommer, in's Vaterland zurückkehren. Wäre diese Mission, wie man anfangs glaubte, ein höchstens jähriger Auftrag geblieben, fände ich dort noch die eben verlassenen Fußstapfen, so wüßte man, was man thäte, wenn ich bäte, mich zurückzunehmen. Nun aber sind sieben Jahre daraus geworden, Ihr müßt also jetzt wieder Geduld haben; denn ich bin nach reiflicher Ueberlegung fest entschlossen, über mich stillschweigend bestimmen zu lassen." Keinerlei Gnade gedachte er zu erbitten, um so weniger, da er über die Regierung augenblicklich unzufrieden war, weil sie nicht seinen Freund Blumenbach, sondern einen Herrn von Hinüber, welchen er für eine geringere Kraft hielt, zum Geheimen Cabinetsrath ernannt hatte.

Hannover hätte einer diplomatischen Vertretung beim römischen Stuhle auf die Dauer vielleicht nicht bedurft, hätte man sich entschließen wollen, mit deren nicht zahlreichen Geschäften eine andere Legation zu beauftragen. Aber wenn ein solcher Entschluß dem Selbstgefühle der Regierung schwer war, so kam außerdem in Betracht, daß England zu Rom keinen Gesandten hatte, und den sich dort aufhaltenden Engländern wenigstens in dem hannover'schen der diplomatische Anhalt gewährt werden sollte, dessen sie bedurften. So wurde im Frühjahr 1825 Kestner zum Legationsrath und Chargé d'Affaires am päpstlichen Hofe ernannt und am 13. Mai, kurz bevor Herr v. Reden Rom verließ, als solcher vorgestellt. Versenkt in die „öden Empfindungen des Abschieds" schreibt er am 18.: „Redens sind abgereist. Eine wahre Wohlthat war mir ein Heer von Aufträgen leichterer Art; denn ich schäme mich zu sagen, daß ich zu jeder etwas wichtigeren Beschäftigung, ja selbst zum Zeitungslesen fast unfähig war." In allem Abschiedsschmerz freute er sich doch aber seiner neuen Stellung. Als entscheidenden Grund für ihre Annahme führt er einem seiner Brüder gegenüber an, daß er „bei dieser ersten Gelegenheit, wo er vom Könige einmal auf einen bedeutenden Posten gestellt worden" sei, sich nicht habe zurückziehen können. Im Uebrigen sei die Anstellung „keineswegs für ewig; und ebenso wenig mein Verbleiben in diplomatischer Carriere; denn wir haben eigentlich eine solche nicht."

Wohlthun durfte ihm die Freundlichkeit, mit der er am römischen Hofe aufgenommen wurde, namentlich von Monsignor Cappacini, Substituten des Cardinalsecretärs der Breven und in Allem, was die protestantischen Regierungen betraf, rechte Hand, wie Consalvis, so seiner nächsten Nachfolger. Cappacini war eine durch und durch rechtschaffene und edle Natur, sowohl nach dem Urtheile Kestners (Nekrolog in der Augsb. Allg. Ztg. Juni 1845) wie Bunsens und seiner Frau (1, 245). Bekannt als einer der scharfblickendsten Männer am römischen Hofe, hatte er Kestner aus ihrem Verkehre seit 1817 schätzen gelernt. „Wenn ich je wünschte, daß Du einen hiesigen Mann kennen lerntest," schreibt dieser an seine Schwester (12. März 1836), „so ist er es. Durchaus keinen Begriff kannst Du Dir von einer so treuen

Seele machen: stets derselbe seit elf Jahren, wo er mich am Abend, da ich mich beim Minister als Geschäftsträger introducirt hatte, aus einer Ecke des Saales kommend, mit Umarmungen gleichsam überfiel und mir versicherte, ich könne stets auf ihn rechnen. Er hat es auf eine glänzende Weise gehalten ꝛc." So leitete sich Kestners amtlicher Verkehr auf die erwünschteste Art ein, und nicht gering zu schätzen ist das darin liegende ehrenvolle Zeugniß eines Mannes, wie Cappacini.

Endlich also, allerdings erst in seinem achtundvierzigsten Jahre, hatte unser Freund einen Platz im Leben gewonnen, der nicht mehr ein bloß provisorischer war.

In seinen Tagebüchern findet sich aus früherer Zeit, anscheinend aus dem Entwurfe eines Romans, in welchem er sich selbst zu schildern vorhatte, unter dem Titel „Klagen Peregrins", ein Lebensrückblick. „Immer hatte ich Neigung das zu treiben, was meiner Lage am entferntesten war. So ist Alles, was ich kann, zu nichts nütze. Als ich Griechisch lernen sollte, träumte ich in Wäldern und an Bächen; als ich die Rechte studiren sollte, sang ich Liebesklagen; als ich Processe entscheiden sollte, sang ich wieder, trieb Malerei und war selig in griechischer Kunst: anstatt des Corpus juris studirte ich den Winckelmann. Selten fassen Lehrer ihre Zöglinge auf. Die meinigen hätten oft meine Träume berichtigen sollen mit der Grammatik und dem Tacitus, aber hiervon wußten sie selbst zu wenig: wohl ihr Gedächtniß wußte davon, aber nicht ihre Seele. Oder sie hätten vor meiner überwiegenden Neigung für die Kunst sollen Achtung haben und sie pflegen; aber sie bemerkten nicht die erst aufstrebende schüchterne Blume, die vor dem zu strengen Worte erschreckend sich bog, die aber gepflegt, behaglich zum Baum erwachsen sein würde, anstatt daß es ihr an Nahrung gebrach, die sie dann nachher mühsam an sich ziehen mußte. Shakespeare sagt in seiner großen Weisheit: wer die Fluth versäumt, hat sein ganzes Leben mit den Klippen zu kämpfen. Sie sahen doch schon in meiner Kindheit, wie mir die Gedanken willig zuflogen. Man mußte diese Seele mit würdigem Stoff anfüllen, aus dem sie in Fülle Neues geschaffen hätte. Der Takt, das behagliche Schalten mit positivem Wissen wird nur auf solche Weise erworben, daß der Knabe, der Jüngling sammelt in der Zeit, da der Weg in seine Seele noch nicht verlegt ist durch das, was in männlicher Kraft an ihm herauswill, und dadurch das Eingehende hindert. Auch zum Auffassen gehört, außer der natürlichen Leichtigkeit, Uebung und Routine." — So ehemals. Aber blickte Kestner von seiner nunmehrigen Stelle auf dem Lebenswege rückwärts, so konnte er die Entwickelung, welche seine Bildung genommen hatte, keineswegs für verfehlt halten, sondern er durfte sich gestehen, daß, um den Aufgaben, die ihm sein jetziger Beruf stellte, zu genügen, sein Leben stetig eine Vorbereitung gewesen war. Ein Gelehrter allerdings war er nicht geworden, weder ein juristischer, noch ein philosophischer, noch ein archäologischer, noch ein eigentlich Gelehrter in der Geschichte der neueren

Kunst. Er hat auch in anderen als den obigen Aeußerungen nicht selten beklagt, daß es ihm an gründlich gelehrten Kenntnissen fehle. Aber als Vorbereitung zu seiner römischen Diplomatenstellung angesehen, war Nichts, gar Nichts von Dem, was er in dem langen Verlaufe seiner Lehrjahre getrieben hatte, überflüssig; es gab Nichts unter seinen Bildungsresultaten, das ihm nicht eben für diesen Posten eine erhöhte Befähigung gab; sogar seine einst in Marseille gewonnenen Anschauungen vom Handel konnte er hier verwerthen. Jetzt war es ein Vorzug, daß bei der reichen und keineswegs oberflächlichen Bildung, welche er besaß, er die unvermeidliche Einseitigkeit strenger Fachmänner nicht hatte. Hohe Politik in Rom zu treiben, konnte die Aufgabe eines hannover'schen Geschäftsträgers nicht sein: für das, was er zur Vermittelung kirchlicher Geschäfte und politischer Nachrichten zu besorgen hatte, war Kestners Orientirung mehr als genügend. Wichtiger als die politischen waren die menschlich-socialen Pflichten, die seine Stellung ihm auflegte. Zwar auch hier hatte er ein gesandtschaftliches Haus nicht zu machen, und hat es niemals versucht; aber den Künstlern, Gelehrten und Reisenden, die aus Hannover — und, wie wir gesehen haben, aus England — nach Rom kamen, sollte er Schutz, Rath und socialen Beistand gewähren; und hierzu war er in eminentem Grade qualificirt. Sein Grundsatz im Verkehr mit den Menschen war, wie er einmal in seinem Tagebuche es ausdrückt: „ehre dich selbst, liebe die Andern." Und: „ich bin für das Vertrauen, und lebe glücklich immer bis ich betrogen werde. Es ist wahr, mein Glück kostet mir Etwas, aber es ist auch Etwas werth." Wer, sagt er, seinem Beutel den Schaden spare, wehre dies Glück von seinem Gemüthe ab. Auf solcher menschlich-schönen Basis nun war auch sachlich seine Thätigkeit für jene verschiedenen Klassen Schutzbefohlener nicht die eines gewöhnlichen Diplomaten. An der Kunde des Alterthums, insbesondere der alten Kunst, war er allmälig mit so viel Selbständigkeit des Wissens und des Urtheilens betheiligt, daß er den Gelehrten keineswegs ein bloß Empfangender war. Ebenso stand es mit seiner wissenschaftlichen Kunde von neuerer Kunst. Und wiederum den ausübenden Künstlern, namentlich den Malern, war er durch seine eigene Kunstübung so nahe gestellt, daß er Verständniß nicht allein für Gegenstand, Gedanken, Wirkung des Kunstwerkes, sondern auch für die einzelnen technischen Momente der Ausführung hatte, und insofern von der Zunft war. Dabei blieb er dort wie hier unzweifelhaft doch Dilettant: aber da er sich für nicht mehr als einen gut gebildeten Dilettanten gab, so kam seiner Betheiligung an Dem, was seine Schützlinge vorhatten, die unermüdliche Freudigkeit zur Sache zu Gute, welche Dilettanten eigen ist, und erhielt ihr eine Jugendfrische, die bis in sein hohes Alter ungemindert blieb. Aus allen diesen Gründen hätte man kaum Jemand denken können, der zurechtzuweisen, Anknüpfungen, Bestellungen, Unterstützungen zu vermitteln geeigneter gewesen wäre, als Kestner.

Gegen die Zeit, wo er Geschäftsträger wurde, bemerken wir ihn, wohl

in Folge des Zusammenhanges durch Gerhard, zuerst in näherem Verhältnisse auch zu Bunsen. Bunsens Wittwe äußert darüber (Dtsche Asg. 1. 267): die um diese Zeit sich entwickelnde Freundschaft Beider sei nicht auf Ernst Schulzes ehemalige Empfehlung zurückzuführen, sondern hervorgegangen „aus freiwilligem und stets zunehmendem Bewußtsein der gegenseitigen Werthschätzung und der Sympathie in vielen und vielleicht den meisten Lebensinteressen.“ Für jedes Glied der Bunsen'schen Familie habe Kestner seine besondere Anziehungskraft gehabt. Zuerst im October 1825 hat er die Freunde in Frascati auf vierzehn Tage besucht. „Sie besaßen,“ schreibt er 8. November, „eine große Villa, und die ganze Familie mit Allen bis zum Säugling, Kutscher, vier Pferde, eine Stute mit einem Füllen, und der ganze treuherzige Ton gab die Idee einer deutschen Meierei.“ So auf dem Lande und in seiner Familie waltend, fand er Bunsen auch in seiner Erscheinung vorzugsweise schön. Beide Männer waren in einem Grundton ihrer Seele auf die Romantik gestimmt; sonst kann man nicht sagen, daß es gemeinsame Interessen waren, durch die sie verbunden wurden: weder an den kirchlichen, die Bunsen schon damals unter allen am meisten zu beschäftigen begannen, noch an den geschichtsphilosophischen, in denen er die von Friedrich Schlegel angeregten Studien seiner Jugend fortsetzte, nahm Kestner wesentlichen Antheil. Es war, wie Frau Bunsen mit Recht betont, persönliches, gegenseitiges Vertrauen, das ihnen ein Verständniß für einander gab, es war der Einklang des sittlichen Idealismus ihrer Naturen. Und wenn ja noch etwas Specielleres hinzukam, so war es das Einverständniß über jenes von Bunsen nachher Friedrich Wilhelm dem IV. gegenüber so tüchtig vertretene Maaß liberaler Politik, das sie vereinte. „Ich bin, so lange dieser Sommer dauert,“ schreibt Kestner das nächste Jahr (20. August 1826), „mit manchen freundlichen Eindrücken umgeben gewesen. Die Familie Bunsen fährt fort mich mit brüderlicher Freundschaft zu überschütten. Ebenso“ der niederländische Gesandte „Reinhold.“ Dann berichtet er über Neukomm, den er bei Bunsen kennen gelernt hatte, und dessen neues Instrument, Stubenorgel (orgue expressif). Dies Instrument „machte hier sehr viel Aufsehen und trieb Greise und Einsiedler in Bunsens Palast, wo es seine Bestimmung erhalten hat: denn Neukomm hat es ihnen abgetreten. Die göttliche Stimme der Camporesi verband sich zuweilen damit, und gab Momente, die man nicht vergißt.“ Er fügt noch ein Wort über diese Sängerin hinzu. Violante Camporesi war aus vornehmer römischer Familie, aber armuthshalber auf die Bühne gegangen, und hatte dann, nachdem sie in England Vermögen erworben, den Grafen Giustiniani geheirathet. „Sie ist eine sehr achtungswerthe Frau, und meine sehr gute Freundin, sie wohnen ganz in meiner Nähe.“ Als Graf Giustiniani später ihr Vermögen verzehrt hatte, zog sie Kestner zu Rath, ob sie sich entschließen dürfe, zum Theater zurückzukehren, und nahm, als er zuredete, ein neues Engagement für London an. Selbst die Catalani entschloß sich einst gegen Kestner zu der Anerkennung: elle m'a remplacée à Londres. Wieder wohl-

habend geworden, zog die Capranesi sich später zum zweiten Mal nach Rom zurück und lebte dort nur noch kirchlichen Uebungen und der Erziehung ihrer Kinder.

Für den Sommer 1827 wurde Kestner eine Emser Kur vorgeschrieben. Er erhielt Urlaub dazu und trank den Brunnen in Thann im Elsaß, wo bei seinen Geschwistern Carl und Lottchen auch seine Mutter die schönen Monate zubrachte. Es war das erste Mal seit seiner Abreise im Jahre 1817, daß er sie und die Geschwister wiedersah, und die Anwesenheit der Mutter um so glücklicher, als den Ausflug bis Hannover auszudehnen bei Kestners kurz bemessener Zeit nicht möglich gewesen wäre: nahm doch die Reise nur bis Thann, wenn auch auf die thunlich schnellste Art zurückgelegt, damals noch zehn bis elf Tage weg. Er beklagte, daß er weder die hannoverschen Geschwister, noch Beaulieus und Blumenbachs sehen werde; aber für dieses Jahr müsse er sich das versagen.

Er fand die fünfundsiebenzigjährige Mutter in voller Frische und Rüstigkeit, die „ewig junge" nennt er sie wiederholt. Die Tage des Zusammenseins waren wolkenlos glückliche. Im September kehrte er nach Rom, im October die Mutter nach Hannover zurück.

Für Kestner folgten überaus beschäftigte und unruhige Monate. Am 24. Januar schrieb er seiner Schwester: „Ich bin nun mitten im Strom, wie Du Dir denken kannst; und hätte ich nicht in der Erkenntlichkeit so mancher Menschen, denen ich Beistand und kleinere oder größere Gefälligkeiten erweise, manche angenehme Befriedigung, so würde mir in diesen zerrissenen Stunden ohne Ruhe gar nicht wohl zu Muthe sein. Für Hannover ist hier eine kleine, für England eine große Gesandtschaft, mit achthundert bis tausend Fremden, für deren Mehrzahl ich die Honneurs zu machen habe. Aber Hannover, das allein zahlt, giebt mir, was das Schlimmste ist, keinen Beistand, so daß ich alle Schaaren von Billets allein schreiben, alle Hunderte von Besuchen allein empfangen und geben muß. Auch für Preußen habe ich zu sorgen, weil Bunsen", der zu liturgischen Arbeiten nach Berlin gerufen war, „immer nicht wiederkommt". Namentlich waren einige vornehme Engländer da, von denen Kestner unendlich in Anspruch genommen wurde, unter ihnen Lord Majo; und aus Preußen war der für Neapel bestimmte Gesandte Graf Voß, in welchem er einen alten Universitätsfreund wiederfand — „nicht sehr brillant, aber bei seiner steifen Art aufzutreten voll Herz und Aufrichtigkeit", — in Stellvertretung Bunsens vorzustellen und zu führen.

In dies Treiben, dem er sich auch nicht einen Tag entziehen konnte, fiel die Nachricht, daß am 16. Januar 1828 seine Mutter gestorben war. Er war ihrer Liebe gegenüber sein Leben lang ein so gut wie gänzlich abhängiges Kind geblieben. Um so schwerer traf ihn der Schlag. „Erst jetzt sehe ich recht ein," schreibt er am 6. Februar, „wie sehr ich all mein Denken und Handeln auf meine Mutter bezog. Keinen Gedanken konnte ich seit der Schreckenskunde von vorgestern vollenden; selbst nicht einen solchen,

den ich ihr vielleicht, wenn auch nicht verheimlicht, doch nicht mitgetheilt haben würde. Denn ich hätte es ja doch gekonnt; und hätte sie es auch nicht ganz aufgefaßt, so war doch keiner zu gut für sie, und jeden ergriff sie stets gern und freundlich, weil sie sich an mir darin freute".

Und am 8. März an die Schwester: „Mein erstes Geschäft nach dem Vorübergange dieser lärmenden Zeit soll sein, zu Dir, mein Geliebtestes, mich zu wenden; denn nun fange ich an, in mich selbst zu blicken, wenn auch noch sehr unterbrochen. Meiner großen Traurigkeit sehe ich nach, wie Du Dir denken kannst; zumal da ich bisher nie Zeit genug hatte, meine Trauer zu feiern. Ich sehe voraus, daß ich die Wunde lange, lange noch tragen, ja wohl niemals ganz verlieren werde. Ich sage mir zuweilen, daß es unvernünftig sei, zu betrauern, was das Gesetz der Natur ist; aber nicht unserer Vernunft, sondern dem Herzen gehören die Thränen . . . Ich sage mir auch, daß sie mit ihrem großen Herzen für alle Menschen und für ihre Kinder sich, wenn sie uns sehen kann, nur über unsere Freude freuen wird; aber das rührt mich gerade am meisten. Jetzt ist Alles in Grün und Blumen, und schon schlagen die Nachtigallen: dies Jahr wird aber kein anderer Gedanke für mich sein, als daß ihre unvergängliche Jugend an jedem Blatte Freude hatte, und daß diese Freude nun nicht mehr für sie ist". So klingen die Töne des Schmerzes noch lange Zeit. Er schmückt die Büste der Mutter, die er herstellen zu lassen versucht hat, er zeichnet oder copirt ihre Portraits, oder läßt sie vervielfältigen, so mit dem geliebten Angesicht sich zu beschäftigen ist sein Trost.

Unterdeß kam wenigstens Bunsen zurück. „Nun ist Bunsen wieder hier," schreibt er am 13. März, „welches mir eine große Wohlthat und Erleichterung ist. Er ist hülfreich und dankbar und läßt es mich entgelten, daß ich in seiner Abwesenheit, wo ich konnte, für ihn wirkte und den Seinigen beistand. Aber wäre ich nicht ein schändlicher Mensch, für so viel Freundschaft nicht mit Leib und Seele der Ihrige zu sein?"

Wie aber der Verlust der Mutter durch Bunsens Freundschaft gemildert ward, so half sie ihm auch über den Verlust desjenigen Freundes hinweg, der ihm diese elf ersten römischen Jahre der nächste gewesen war. Stackelberg verließ Rom im Sommer 1828, um nach Rußland zurückzukehren. „Daß ich nicht schrieb, daß Stackelberg mich am 7. August verließ," meldet Kestner der Schwester am 12. September, „begreife ich nicht. Am 26. hat er mir aus Rovigo geschrieben und muß nun in München sein. Ich hatte es sauer in der letzten Zeit vor seiner Abreise; denn er ist weitläufig und unbeholfen und äußerst hülfsbedürftig. Noch stehen zwölf ungeheure Kisten seiner Sachen in meinem Hause; denn Alles wurde bereitet, ihm nachgeschickt zu werden: Gemälde, Antiquitäten, Vasen, Münzen, viel tausend Kupferstiche, Kupferplatten, Foliowerke und viele eigene Zeichnungen; fast ganz Griechenland, wozu etwa dreißig Panoramas gehören, u. s. w. Dies ließ mich den hiesigen ländlichen Aufenthalt mit Bunsens", er schreibt aus Frascati,

„um sechs Wochen in großer Hitze aufschieben." Stackelberg hatte vorher mit Kestner zusammen noch archäologische Arbeiten ausgeführt, deren weiterhin zu gedenken sein wird. Jetzt ging er, um für seine Zeichnungen Verleger zu suchen, erst nach Paris und London, blieb dann Jahre lang auf der Reise nach Petersburg in Mannheim und in Dresden, gelangte endlich 1836 nach Rußland, starb aber schon das folgende Jahr. Für den römischen Kreis war er seit seiner Abreise so gut wie verstorben.

Diese Abreise des Freundes und der Tod der Mutter schlossen einen wichtigen Abschnitt in Kestners Leben; wir machen in dessen Betrachtung an solcher Stelle, um den Rest in einem Schlußaufsatze vorzuführen, gleichfalls Halt.

III.

Von 1829—1853.

Wir haben Kestner bis in sein einundfünfzigstes Jahr, das zwölfte, das er als Diplomat in Rom lebte, begleitet. Er hat die ewige Stadt dann, von Reisen abgesehen, nicht mehr verlassen, selbst seine 1827 in der Via Gregoriana, Palazzo Tomati, genommene Wohnung, aus deren Fenstern er das ganze Rom bis zu den Pinien des Janiculus hin übersah, nicht mehr gewechselt. Dort hat er erst als Geschäftsträger, später als Ministerresident, und zugleich accreditirt am neapolitanischen Hofe, bekleidet mit den seiner Stellung entsprechenden Ehren, gelebt; die ersten zwanzig Jahre nach 1828 in äußerlich und innerlich mit ruhigem Gleichmaß sich fortbewegenden Verhältnissen, und als 1849 die hannoversche Gesandtschaft aufgehoben ward, hat er die gewohnte römische Existenz nichtsdestoweniger nicht aufgegeben. Bis er am 5. März 1853, wenige Monate nach angetretenem sechsundsiebenzigsten Jahre, in Rom vom Tode ereilt ward.

Dennoch ist aus diesem gleichmäßigen Fortleben nicht Weniges zu erzählen; die Ordnung, in welcher es geschehen mag, entnehmen wir von Kestner selbst.

In den Briefen an seine Verwandten kommt er wieder und wieder zurück auf die Vielbeschäftigtheit, in der er umgetrieben werde, und über die er zwar klagt, an der er aber auch sich freut. In einem Briefe an seine Schwester vom 8. Februar 1829 sagt er darüber: „Meine Geschäfte sind: 1. die eines Gesandten, in Berichten, die ich mache, Rescripten, die ich empfange, politischen Betrachtungen, die ich suche und austheile, Materialien,

die ich sammle, — 2. eines maître de plaisir, indem ich durch meine Bekanntschaften und meinen Rang mehreren Hunderten zu ihrem Vergnügen verhelfe, sie einführe und empfehle, und Empfehlungsbriefe empfange, — 3. eines Hofmarschalls, indem ich die Vornehmsten am päpstlichen Hofe und dem Papste selbst vorstelle, bis jetzt waren es den Winter siebenzehn, — 4. bin ich Mensch, indem ich Gelerntes und Gedachtes empfange und gebe, und Vornehmen und Geringen, soviel ich kann, aus der Noth helfe, und selbst im Wirrwarr auch die Studien nicht ganz versäume. Daß ich hierin sehr Noth leide, kannst Du Dir denken; wenn nicht auch Das Studium genannt werden kann, den manchen Unterrichteten zuzuhören." In anderen Briefen gliedert er den letzten Punkt noch weiter, indem er sich, wenn auch nicht ohne bescheidentlich hinzugefügtes Fragezeichen, einen Gelehrten und einen Künstler nennt, oder auch seine römischen Localbeziehungen besonders zählt. In der Aeußerung von 1829 schildert er näher, wie unter so vielfachen Anforderungen der Tag ihm durch die Finger laufe, wie er von Einladungen überhäuft sei — „drei, vier, sechs zum Diner auf denselben Tag, und kein Abend vergeht, wo ich nicht zwei, auch noch mehr Engagements habe", — wie er schon jetzt beim sechsten Hundert verbrauchter Visitenkarten sei, u. s. f. Der größte Theil seines Lebens sei Umgang; „und man möchte mir vorwerfen, daß ich einer so großen Ausbreitung desselben mich nicht entziehe." Aber „steht man einmal zwischen Hunderten Umgangsbeflissener, wie wäre es thunlich, sich mit einem Theile einzulassen und den andern loszuwerden? Für unmöglich muß außerdem anerkannt werden, gegen Menschen, denen man gut ist, und denen man Verpflichtungen hat, sich rauh zu benehmen." Und ein anderes Mal (24. Jan. 30): „Ihr werdet fragen, warum ich mich, gegen meine Natur, so frivol dem Strome überlasse. Dies fragte ich Anfangs mich selbst. Aber als ich versuchte, eingezogener zu leben, sah ich an hundert Verlegenheiten, daß es für einen Diplomaten nöthig ist, sein Ohr und Auge dem Getümmel zu verkaufen, dem er selbst verkauft ist." Aehnliches sagt er häufig.

Ueberblicken wir nun den Umkreis seines Lebens nach jenen vier von ihm selbst unterschiedenen Seiten, deren Grenzen allerdings ineinanderlaufen.

Seine politischen Gesandtschaftsgeschäfte waren nicht umfassend: neben kirchlichen Speditionen und der von Zeit zu Zeit nöthig werdenden Besorgung der päpstlichen Confirmationsbullen für einen Bischof, die nicht allemal leicht war, hatte er Berichte zu erstatten über die Lage der Dinge im Kirchenstaate und überhaupt in Italien, die er stets mit großer Sorgfalt abfaßte. Bis zu dem Regierungsantritte Ernst Augusts trugen ihm diese Arbeiten wiederholte und warme Anerkennung von Hannover ein; dann aber vergingen nicht weniger als elf Jahre, bis ihm der König einmal seine Zufriedenheit ausdrückte. Für den Geschmack der hannoverschen leitenden Männer dieser Jahre war er zu liberal; wäre der Geheime Cabinetsrath von Falke nicht gewesen, so würde er wahrscheinlich schon damals beseitigt worden sein: da

in den Augen des auswärtigen Ministers Herrn von Scheele ein bürgerlicher Diplomat ohnehin zu den Anomalieen gehörte. Er schickte dann Kestner wenigstens einen, an den Arbeiten doch nicht Antheil nehmenden adeligen Secretair. Was aber Kestners Liberalismus betrifft, so war diese Gesinnung, so wenig sie ihm den Charakter einer ausgeprägten politischen Persönlichkeit gab, nach Art und Farbe genügend erkennbar.

Zwar in den Jahren 1830 fg. äußert er sich noch überwiegend erschreckt; obwohl über das Conclave, das am Jahresschluß statthatte, im Januar 1831 das Wort vorkommt: es „treibe sich mit Miniaturintriguen in der colossalen Welt", und am 16. Julius es über die von den Oesterreichern im Kirchenstaate gestiftete Ruhe heißt: „ich glaube, daß sie sich noch erhalten kann, aber nur als Aufschub. Die Interessen sind zu getheilt, das Princip der Stabilität und des Absolutismus im Nordosten, der Freiheit im Westen; und dieses hat zu viel Anhänger, als daß sie nicht austoben sollten. Die Lava des polnischen Vulcans wird auch nicht ermangeln mit ihrem edeln Feuer umher zu entzünden." Indeß damals flüchtet sich der Erschreckte noch in die Einsamkeit und die Natur: „ich schreibe, lese und zeichne, und habe in der letzten Zeit viel Leidenschaft für Landschaften bekommen. Die Zeiten weisen zu sehr auf den Umgang mit der Natur hin; denn diese ist doch noch wie sie war vor Jahrhunderten, und wenn man seinen Beruf mit Eifer erfüllt, und seinen Nebenmenschen hilft und nützt, wo man kann, so giebt es nichts Erlaubteres, als dem edelsten Genuß zu leben, welcher für eine Art von Menschen, zu denen ich gehöre, eine Art von Beruf ist." — Vor einem Könige als solchem hat er nicht besondere Ehrfurcht: „Der König von Griechenland," schreibt er 27. December 1832 bei dessen Anwesenheit in Rom, „ist ein gutmüthiges, bayrisches Bürschchen." Ueber des holländischen Generals Chassé damalige Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen gegen eine französische Uebermacht freut er sich; „denn die Sache gehe wie sie wolle, so bleibt ein gutes Princip, womit ich die Festigkeit des Charakters meine, niemals ohne gute Folgen." Um jene Zeit ist, ihm empfohlen, Gervinus in Rom: „ein trefflicher, gelehrter, besonnener, höchst gesunder Mann, von Herz und Kopf."

Im Jahre 1848 klingen Kestners Aeußerungen entschiedener. Bunsens und Usedoms Einflüsse sind merkbar; denn letzteren meint er (1. April) mit dem einsichtsvollen Manne seiner engsten Intimität, „der mir mit Schmerz Alles vorhersagte, was in Berlin geschehen würde, da der König keine verständigen Rathgeber hören wollte. Heute Gottlob! sehe ich aus den eben ankommenden Berliner officiellen Blättern die Versöhnung zwischen König und Volk, und schöpfe wieder Hoffnung für Deutschland, da der König auf ein Mal das Gegentheil von dem thut, was vorher das schreckliche Unglück herbeiführte. Er stellt sich an die Spitze der Bewegung, und kann es jetzt kräftiger," u. s. w. „Auch bin ich über Hannover beruhigt, da der König . . . . . Alles zugegeben hat." In der französisch-republikanischen

Verwaltung von 1848 erkennt er (27. Juni), im Gegensatze zu der von Louis Philipp, die „Rechtlichkeit“ an; doch sei dort ein „einendes Individuum“ nöthig. „Dies vermisse ich, neben aller Achtung vor den Einsichten einiger Wenigen, auch in Frankfurt. Und bevor ich dort nicht eine Gestaltung einer essentiellen Wirkungs-, Beschließungs- und Vollziehungsgewalt sehe, habe ich kein Vertrauen zu irgend Etwas, das man dort zu backen und zu brauen sich versammelt hat. Wozu nützen dort alle Berathschlagungen über mancherlei das einstige politische Ganze betreffende Punkte, als Zoll, Marine, Rechte eines jeden Deutschen u. s. w., so lange die politische Person — ich meine das scharf gezeichnete vereinte Deutschland — noch nicht vor unsern Augen dasteht.“ Aus Usedoms, der dort war, „Mittheilungen sehe ich, in welcher Verlegenheit man ist, dem Ganzen einen Kopf, ich meine ein Haupt zu geben, und meine Privatansicht ist, daß hieran die Sache scheitern wird.“ Kestner war in Hannover mit Männern in Zusammenhang, in denen Rehbergs Anschauungen fortwirkten, ferner mit Gervinus und Genossen, mit Bunsen, mit Usedom; er verkehrte viel mit Engländern, hatte Beziehungen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dies Alles bezeichnete und bedingte seine politische Meinung; aber immer bleibt merkwürdig, was er so früh über die Frankfurter Verfassungspläne sagt. Mochte man in Rom isolirt sein: in gewissem Sinne konnte man sich dort im Mittelpunkte der Welt fühlen; und so also nahm sich die Frankfurter Nationalversammlung von da angesehen aus.

Aeußerlich hing mit Kestners diplomatischer Stellung auch die zusammen, welche er am Archäologischen Institute einnahm; innerlich war sie aus edleren Wurzeln, nämlich aus der echten Liebe zur antiken Kunst, von der er begeistert war, erwachsen. Ad. Michaelis hat in seiner schon wiederholt angezogenen Denkschrift mit dramatischer Lebendigkeit die Vorgänge geschildert, in denen jenes Institut aus der hyperboräischen Gesellschaft, deren wir gedachten, hervorging; und wer für solche Dinge ein Herz hat, der wird dabei, wie nach einem spannenden Roman, die Wohlthat der Lösung nicht ohne Rührung empfinden. Hier kann daran nur erinnert, und die noch vollständiger aus Gerhards Hyperboräischen Studien (2, 312. f.) ersichtliche Antheilnahme Kestners berührt werden. Während mit seiner Hülfe Stackelbergs Werk über den Apollotempel endlich fertig geworden, das erste Heft der griechischen Trachtenbilder, welche einen Theil der Kosten decken sollten, erschienen war, hatten die hyperboräischen Freunde den Schatz noch unbekannter Alterthümer in der Umgegend von Neapel und Rom, namentlich den fast überwältigenden Reichthum daran, den das südliche Etrurien aufwies, immer mehr ermessen gelernt; und zuerst war es Gerhard, der ein Sammelwerk „Antike Bildwerke“, das diesen Reichthum darzustellen bestimmt war, bei Cotta herauszugeben unternahm. Dieser ließ indeß schon das erste Heft unvollendet. Dann stellten die Freunde vereint ein Doppelheft Monumenti antichi inediti della Società Iperboreo-Romana zusammen: Cotta setzte auch

dies Unternehmen nicht fort. Hierauf waren es — zu einer Zeit, wo Panofka und Gerhard nicht in Rom weilten — Kestner und Stackelberg allein, die, als von ihnen Ausgrabungen in der Umgegend von Corneto angeregt, und dabei die ersten etruskischen Wandgemälde, Darstellungen von großem Kunstwerthe, entdeckt wurden, nicht blos die Stellung des Ersteren für deren Erhaltung benutzten, sondern auch (Herbst 1827) „mit einer Wochen hindurch im feuchten Dunkel dieser Grabkammern geübten Ausdauer" sorgfältige colorirte Zeichnungen des ganzen Fundes eigenhändig ausführten. Wieder blieben dieselben, in München lithographirt, in den Cotta'schen Magazinen: diesmal nicht ohne Verschuldung Stackelbergs. Nun faßte und vermittelte der junge Herzog von Luynes den Gedanken, unter Erweiterung der Gesellschaft zu einer europäischen eine so wünschenswerthe Publication in Paris durch Panofka zu ediren; aber Panofka ging von da weg, und schon der Anfang der Ausführung stockte. Endlich gelang es Gerhard bei Gelegenheit der italienischen Reise des Kronprinzen von Preußen im Herbste 1828 dies künstlerische Gemüth der Sache zu gewinnen; der Mittelpunkt sollte nicht Paris, sondern Rom, das Institut ein deutsches sein; der Kronprinz übernahm das Protectorat; Bunsen, der sich an solchen der antiken Kunst zugewendeten Bestrebungen bis dahin nicht viel betheiligt hatte, den Vorsitz, und so konnten am 9. December 1828, an Winkelmanns Geburtstage, er, Kestner und Gerhard — Stackelberg und Panofka waren nicht mehr in Rom — mit Thorwaldsen und Fea zusammentreten und die Organisation des „Deutschen Archäologischen Institutes" berathen, welches am 21. April 1829 eröffnet, die Pflanzstätte der fruchtbringendsten wissenschaftlichen Studien geworden und geblieben ist. Bunsen war Vorsitzender bis er von Rom wegging, dann (1838) folgte ihm wie selbstverständlich Kestner. Die Casa Tarpea entstand, und auf das Glücklichste entwickelt konnte die Anstalt, indem sie in jährlichen Publicationen die Anschauung des Alterthums erweiterte, jenen Schaaren junger Gelehrten Anhalt und theilweise Unterhalt geben, die in Rom diese Dinge studirten. Später ist sie auch nach Athen verpflanzt; und man wird nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß sie wesentlich geholfen hat, der archäologischen Wissenschaft ihre heutige Gestalt zu gewinnen.

Den Seinigen meldet Kestner von der neuen Stiftung und seinem Antheile daran 4. Juli 1829, und erzählt zugleich von einem mit Bunsen und Gerhard unternommenen Ausfluge zu Lucian Bonaparte nach Mussignano, die dortigen Sammlungen zu sehen; denn Prinz Canino sei bei seinen Ausgrabungen „auf eine unermeßliche Menge von nie gegrabenen Grabmälern und Grabeskammern gestoßen, so daß er binnen einem Jahre über 2000 gemalte Vasen, zum Theil von großer Schönheit, außer interessanten Gefäßen und sonstigen Alterthümern, gefunden hat. Wir wurden sehr artig von ihm aufgenommen, in seinen Grabungen von ihm herumgeführt und bewirthet . . . Wir fanden ihn in einem Hause von Reisern erbaut mitten unter seinen Gräbern und Ausgrabern, 80 an der Zahl, die Sachen einnehmend, die jede

Stunde gefunden wurden." Abends war man in seiner Familie, in angeregtem Gespräche viele Ideen austauschend, und kehrte durch unerwartet schöne Gegenden nach Rom zurück.

Auch wir kehren zurück zu den Kategorieen von Kestners Thätigkeit, die wir ihn haben unterscheiden sehen.

Wenn er sagt, er müsse Vergnügensvermittler für viele Fremde und für die vornehmsten Hofmarschall sein, so legte ihm Das die Pflicht des Verkehrs auch mit einer Menge interessanter Menschen auf. Es wäre leicht, einen Katalog der bedeutendsten Namen aufzustellen; ich beschränke mich, nur Einiges daraus hervorzuheben, das Kestners Art und Weise zu bezeichnen geeignet ist. — Im Winter 1828/29 war die Gemahlin des Herzogs von Sussex und ihre Tochter Auguste von Este in Rom. Kestner schätzte die Letztere (1. Januar 1829) für „eines der geistvollsten Mädchen", die er kenne, „voll richtigen Taktes und Gefühls, brillant und voll der Lebhaftigkeit, die unserer königlichen Familie eigen ist." Mit Lady Bloomfield und ihren Töchtern, „der treuherzigen Henriette und der nicht genug, mit Hülfe aller guten Geister, der Grazien und aller schönen Blumen in der Schöpfung zu preisenden Georgine", sowie den Familien Phillips und Morier — letzterer Verfasser des Haggi Baba und einst englischer Gesandter in Persien, — beide Familien gleichfalls mit je einer Tochter, machte er im Frühling 1829 (Brief vom 16. Mai) eine kleine Gebirgstour. „Diese vier Mädchen waren wie ein Trank der Heiterkeit an der Quelle der Unschuld. Ich war in den sonderbarsten Verhältnissen dabei. Ich werde nie alt, und alle Jugend nimmt mich so an sich, als wenn ich noch zwanzig Jahre zählte; ganz so." Im Junius folgte die schon erwähnte Reise zum Prinzen von Canino, im Julius ein Ausflug mit dem Major von Scharnhorst, im Herbste eine Badereise nach Castellamare und ein Aufenthalt in Sorrent mit Rehbergs, dem Grafen Voß und Anderen, denen er in Rom hülfreich gewesen war, und in deren „Freundlichkeit" er jetzt „große Früchte kleiner Wohlthaten" genoß. Seit dem Anfange des Jahres 1830 war Gräfin Julie Egloffstein in Rom; „eine so vertraute Freundin täglich wiederzusehen, ist eine große Begegnung, und um so erheblicher, da man nach einer solchen Zahl von Jahren das treubewahrte Vertrauen nicht allein wieder anknüpft, sondern auch vergrößert. Keinen Augenblick bin ich ohne Freude über ihre Ankunft und Nähe" (24. Januar). Sie ging Mitte Sommers nach Neapel. „Zu nichts ist sie so sehr geboren, als zur Künstlerin; aber leider hat die viele Trivialität oder doch Profanität, in der sie Jahre lang sich herabziehen lassen mußte, ihren Aufflug verhindert. Ich versuche, ihr das Hohe begreiflich zu machen; im Bedeutenden, welches in geschicktem Machwerk erscheint, braucht sie keine Anweisung" (5. September).

Am 13. November 1830 schreibt er: „Ende August und Anfang Septembers war ich mit Bunsens in Frascati, wo wir ein Haus zusammen haben und zusammen vergnügt und nützlich sind. Den October gingen

Bunsens allesammt nach Neapel" u. s. w. Die Jahreszeit sei schön, aber diesmal offenbar ungesund: „in keinem Jahre sind so viel Fremde gestorben, als in diesem. Bei mehreren Kranken war ich mit der lebendigsten Theilnahme interessirt, insonderheit die letzten zehn Tage bei einem jungen Landschaftsmaler Namens Preller aus Weimar, einem höchst interessanten und lieben Menschen von dem ausgezeichnetsten Talente. Noch vorgestern war er sehr gefährlich krank; Gottlob! ist er seit gestern oder heute Morgen außer Gefahr, so hoffe ich, und so glaubt sein Arzt, der ihn schon ruhig dem anderen zur Sorge allein überlassen hat. Und denkt Euch, er bekam die natürlichen Blattern, obwohl er vaccinirt war; indeß, wie sein Arzt an seiner Narbe sieht, nicht hinreichend. Er war hauptsächlich meiner Pflege überlassen; d. h. Freunde hat er die Menge, aber Manche hatten die Blattern nicht gehabt, und Alle sind arm so wie er, und Jemand mußte da sein, der die Leitung der ganzen Pflege übernahm. Der italienische Arzt hat sich sehr geschickt gezeigt; er ist der, den ich, gegen das Vorurtheil Mancher, für den besten hier halte. Nun Preller ist hoffentlich gerettet, Gottlob! Aber ein Anderer, der ebenso nahe meiner Sorge anheim gefallen war, ist gestorben, der einzige Sohn Goethes."

Verharren wir einen Augenblick bei dem Falle.

„Ich hätte Ihnen, mein theuerster und altbefreundeter Mann," so beginnt ein Brief Goethes an Kestner vom 5. April 1830, „schon längst für manche bedeutende Sendung und wiederholte Gefälligkeit zu danken gehabt; die Zustände bewegen sich aber in meinen alten Tagen etwas zu geschwind um mich her, als daß ich auch in die Ferne alle Geneigtheit gehörig erwiedern könnte. Jetzt tritt ein junger hübscher Mann bei mir ein, für Rom Abschied nehmend; und wenn ich denke, daß dieser nun bald in die Porta del Popolo einfahren wird, so werden mir jene Bezirke bis zur Rührung lebendig." Der junge Mann war ein Sohn des verstorbenen weimarischen Hofbildhauers Kaufmann; Goethe empfiehlt ihn, dankt für Sendungen das Archäologische Institut betreffend, grüßt Bunsen und Gräfin Egloffstein, und übermittelt Grüße des Kanzlers von Müller, welcher unlängst in Rom gewesen war und mit Dank der dortigen Freunde gedenke. Der damals nahe bevorstehenden Abreise seines Sohnes nach Italien, er reis'te 22. April, erwähnt er nicht; der Reisende sollte auch erst später nach Rom kommen. Bekanntlich nahm er, mit Eckermann, seinen Weg über Mailand nach Genua und ging von da allein weiter über Neapel nach Rom, wo er nur noch wenige Tage lebte. An Kanzler von Müller nun wendete Kestner sich 28. October 1830: „Theuerster Freund, sobald Sie diesen Brief eröffnet haben, lassen Sie es Ihr erstes Geschäft sein, sich aller Zeitungen und sonstiger mit dieser Post in Weimar angekommener Nachrichten zu bemächtigen, die dem herrlichen Greise, Geheimrath von Goethe, beunruhigende Nachrichten aus Rom bringen könnten; denn meine Vorkehrungen könnten fehlgeschlagen haben." Nach diesem Eingange erzählt er, wie August Goethe krank geworden sei. „Von

zwei treuen Freunden und Landsleuten bewacht, deren Einer der treffliche Preller war," habe er ihn am 26. October Abends verlassen; „um zwei Uhr nach Mitternacht hörten die Wachenden einen tiefen Athemzug, und als sie ihn aufrichten wollten, war er ohne allen Kampf hinübergegangen. Keine Spur des Leidens ist in seiner ruhigen Miene zu sehen. Wolle Gott Ihnen Worte geben, welche dem Vater einen solchen Jammer erträglich machen, und es leiten, daß diese Nachricht die erste sei, welche zu ihm kommt." Am Todestage Abends machte Kestner an geeigneten Stellen in Rom folgenden Anschlag: „Unterzeichneter erlaubt sich zu bitten, daß der in letzter Nacht erfolgte Tod des Herrn August von Goethe in den ersten acht Tagen nicht nach Deutschland berichtet werden möge, denn um den Schrecken des Vaters über den Verlust seines einzigen Sohnes zu mildern, wird Unterzeichneter einem Freunde desselben in Weimar mit morgender Post den Trauerfall mittheilen. An die Cotta'sche Buchhandlung geht zu gleicher Zeit das Gesuch ab, dieselbe Sorge für den trauernden Vater auf die Zeitungen zu erstrecken. Die Beerdigung wird am Freitag dem 29. Oct. erfolgen, und der Leichenzug um halb acht Uhr von dem Hause Nr. 17, Via di Porta Salara (?) abgehen." In der That erreichte Kestner bei damaligen Verkehrsverhältnissen seine Absicht; in Göttingen z. B. kam eine Zeitung mit der Todesnachricht nicht früher als am 20. November an. Nach Mittheilungen, die Begräbniß und Nachlaß betreffen, und einer Notiz über den Befund der Aerzte, nach welchem das durch vorhandene krankhafte Localdisposition vorbereitete Zerspringen einer Ader im Kopfe die unmittelbare Ursache des Todes gewesen war, fährt Kestner in seinem Briefe an von Müller fort: „In dem anliegenden Briefe habe ich mich der Pflicht zu entledigen gesucht, dem Vater die letzten Lebensumstände zu melden, die den Nachgebliebenen immer so theuer sind, und zur Beruhigung gereichen." Müller möge aber die Blätter erst dann übergeben, wenn bei Goethe das Verlangen, von solchen Dingen zu vernehmen, sich rege.

Von diesem Briefe an Goethe liegt nur der Entwurf vor, der mit dem Danke für Goethes Schreiben vom 3. April beginnt, um dann die Zeit schildert, welche Kestner mit „Dem, den wir betrauern, dessen Freundlichkeit ihn mir so schnell befreundet machte", gelebt hat. Die ersten Tage von August Goethes Anwesenheit in Rom hatte Kestner Geschäfte, dann führte er ihn Freitags zu Thorwaldsen — die schöne Begegnung hat er in den römischen Studien geschildert —, in die Villa Albani und nach Maria Maggiore. Sonnabends hatte er ihn bei sich mit Thorwaldsen und Preller zu Tische. Sonntags und Montags führte er ihn über Albano nach Frascati. Auf diesem Ausfluge wurde der Gast krank, nach der Rückkehr mußte er das Lager suchen. Dienstags schien die Krankheit unbedeutend, in der Nacht auf den Mittwoch erfolgte jener rasche Tod. — Kestners Briefentwurf zeigt, daß seine Absicht war, mit einer in's Kleine malenden Ausführlichkeit dem Vater vorzuführen, wie die letzten Tage des Sohnes schöner und heiterer

Eindrücke voll und von der Sorge der Freundschaft umgeben gewesen seien; und unzweifelhaft war ihm das gelungen; denn Kanzler von Müller, indem er in Goethes Namen dankt, bezeugt die wohlthuendste Wirkung. Zugleich bestätigt er jene Kraft und Sammlung, mit welcher Goethe den Verlust ertrug. Dieser erwiedert erst am 27. December: „Je länger ich aufschiebe, theuerster Mann, Ihnen zu schreiben, desto schwerer wird es mir, und möchte mir zuletzt ganz unmöglich werden, wenn ich mich nicht entschlösse, geradehin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinn kommt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Unfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kommt, wem man dabei eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Ueberzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen, denselben abzustatten. — Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich-zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein Sohn reis'te um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewunderungswürdigen Seen mit einem tüchtigen, frohen Antheil bereis't und beschaut, war ebenermaßen nach Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blicke für Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiteruug seiner früheren mehrfachen Kenntnisse. Ebenso setzte sich's fort in Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf, und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte. Der Bruch des Schlüsselbeines, welcher zwischen gedachtem Ort und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, sowie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, Beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturme, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackeren Künstler Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalte in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte. Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation; wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in dieser Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach

Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht beschwichtigen. Leider schließen sich hier Ihre freundlichen Behandlungen, Ihre Förderniſſe, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihilfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu sagen, was sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn nach seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Theil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushaltes, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses Alles nunmehr lastend auf mir zurückbleibt, und ich täglich und stündlich mühsam veranstalten muß, was ich im Ganzen jüngeren Schultern zu übertragen gedachte. Fügen Sie hinzu, daß ich an meinen dichterischen und wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Arbeiten noch gar Manches zu ergänzen, zu ordnen habe, Manches redigiren, zurechtstellen, für die Zukunft der Meinigen sorgen muß, auch gegen die gesellige Außenwelt mich gewissen Verhältnissen nicht entziehen kann, so werden Sie Sich überzeugen, daß ich ein operoseres Leben führe, als meinen hohen Jahren zuzumuthen billig ist. Da uns Erdebewohnern aber Kampf und Strauß bis an's Ende zu bestehen nicht erlassen wird, so überfiel mich am Schlusse des vorigen Monats sogar eine bedenkliche Krankheit, von der ich mich schnell möglichst zu erholen das Glück hatte, und nun in dem Falle bin, am Ende meiner Tage noch als wie zu einem neuen Anfange mich einzurichten. Hier muß ich schließen, indem ich nochmals versichere, daß ich alles Dasjenige, was von römischen Gönnern und Freunden meinem Sohne in den wenigen Tagen Ergötzliches und Hülfreiches geschehen, so wie das, was nach seinem Ableben veranstaltet worden, in seinem gründlichen Werthe vollkommen anerkenne. Denen Herren Bunsen, Platner, Riccardi" — der Arzt — „Thorwaldsen und Allen und Jeden meine dankbarsten Empfehlungen; den guten und geschickten Preller mit eingeschlossen, der, wie ich höre, auch von einer Krankheit angefallen worden. Haben Sie die Güte, einem so schönen Talente mit einsichtigem Rathe beizustehen." Das Geschäftliche werde Kanzler v. Müller besorgt haben. „Mich aber- und abermals dankbar angehörig bekennend." Indem Goethe unterzeichnen will, kommt ihm der erste Band der Bunsen-Platner'schen Beschreibung von Rom zu, und veranlaßt ihn, noch darauf und auf das Archäologische Institut Bezügliches anzuschließen.

Am 9. Junius 1831, nachdem „der gute Preller", an dem er große Freude hat, in Weimar wieder angelangt ist, schreibt Goethe an Kestner verschiedene artistische und antiquarische Aufträge, und regt gegen den Schluß an, er wünschte, wenn es „thunlich und schicklich" sei, die Ruhestätte seines Sohnes „auf irgend eine Art bescheidentlich bezeichnet. Da der Vater, wie jene Elegie bezeugt, jenen Weg zu nehmen gewünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen." Den hierauf von Kestner und den römischen Freunden für solchen Zweck gemachten Vorschlag

nimmt er dankbar an: die bekannte kurze lateinische Inschrift stammt von ihm persönlich.

War allerdings Das wunderbar, was der greise Dichter hier hervorhebt, so war es auch das Zweite, daß dem Sohne Goethes von Lottens Sohne die letzte lebenerheiternde Freundschaft erwiesen und ihm dann an jener einzigen Stelle das Grab bereitet ward. Ein Gemüth wie Kestner wurde tief dadurch ergriffen.

Zuweilen waren die Pflichten, die er sich auflegte, nicht leicht. So erzählt er, im Sommer 1836 habe er nicht nach Ischia gehen können, „hätte mich auch nicht eine Zeit lang die Menschlichkeit daran gehindert. Denn hier war eine halbtolle Mutter mit einer ganz tollen Tochter von einer angesehenen Familie aus Sachsen-Gotha, welche verhungert oder eingesteckt sein würden, wenn ich Rom verließ; denn ich war der einzige deutsche Gesandte, der nicht abwesend war." Er stattete die Damen mit Geld aus und spedirte sie nach Hause. „Auch hatte ich eine unangenehme Geschichte, um Riepenhausen beizustehen, der von hiesigen Obrigkeiten ungerecht behandelt wurde. An diesen paar Worten Erzählung hängen unzählige unangenehme Augenblicke, die beide Geschichten mir gaben." (Brief vom 1. Januar 1837.)

Viel häufiger indeß war ihm das Helfen eine Freude. Eins der schönsten derartiger Vorkommnisse erzählt er seiner Schwester 29. November 1840: „Zu Anfang dieses Jahres starb ein berühmter Archäolog hier, Nibby, und ließ seine Familie von elf Personen ohne alles Vermögen. Obgleich, oder vielmehr da er unser", das ist, des Deutschen Archäologischen Institutes, „Feind war, so veranstaltete ich als Generalsecretair des Institutes eine Sammlung in ganz Rom und bei den auswärtigen Mitgliedern, und brachte in einigen Monaten über 1700 Scudi zusammen, die ich, so wie es anging, zu hunderten in die Sparkasse legte, welches noch außerdem den Vortheil hatte, daß die Römer, das Gouvernement, das Römische Archäologische Institut zu eben der Mildthätigkeit aufgeregt wurden; und so ist die Familie vom größten Elend in eine bequeme Lage versetzt. Und was noch merkwürdiger, die früher wegen Dürftigkeit des gelehrten, aber ungeschickten Vaters sitzen gebliebenen Töchter gingen nun ab wie warme Semmeln; denn ich gab jeder nach Verhältniß ihres Antheils eine Dote, und habe vier in diesem Jahre anständig verheirathet; denn ich wurde nun durch die Umstände Vormund, und behielt eine unbeschränkte Gewalt zur Bestimmung über dies Vermögen." Es kam auch sonst nicht selten vor, daß Kestners Wohlwollen sich italienischer Nöthe annahm, mehr als einmal hat er Familienzwiste vermittelt, Bedrückungen oder sonstige Ungerechtigkeiten durch seine Verwendung beseitigt u. dgl. m. Das Vertrauen zu dem so lange in Rom heimischen „hannoverschen Minister" ging so weit, daß gelegentlich ein Apotheker aus einer kleinen Stadt des Kirchenstaates ihn um seine Intercession bat, weil der neuangekommene Arzt den anderen Apotheker begünstige, und ihm schade.

In Rom waren es vor Allen die Künstler, denen er jeder Zeit zu helfen bereit war; nicht ohne ein Element kameradschaftlichen Gefühles. Wie sehr er sich oft als ihrer Zunft angehörig empfand, mag ein Geschichtchen aus Frascati andeuten (Br. vom 5. Sept. 1830), wo er mit Bunsen war: „Wie ich denn mit allen Leuten umgehe," schreibt er von dort, „so habe ich zwei Wochen sehr viel mit einer Bettlerfamilie zugebracht, von der der Vater mir eine ungeheure Laus, das sechsjährige Kind einen beschwerlichen Katarrh mitgetheilt hat. Es gereut mich aber nicht, was ich an ihnen gethan; denn es hat mir vier interessante Porträts eingebracht. Das Kind ist eine der edelsten Naturen, die ich je gesehen habe, und ich glaube, hätt' ich ein weibliches Wesen um mich, so hätte ich's behalten. Ohngeachtet aller ihrer Blatterzeichen, Narben kann man kaum sagen, fand ein Jeder die kleine Caroline Damiani so reizend wie ich. Ich fand die Familie, noch eine Mutter und ein Säugling waren dabei, in einer Felsenhöhle von Frascati, wo sie aus Armuth wohnten, da sie beim Durchreisen das Fieber bekommen hatten. Es war ein schreckliches Elend. Aber von der Armenanstalt wurden sie geheilt, und wir gaben ihnen Esel, Kleider und Geld, und höchst vergnügt sind sie weitergereis't nach Oberitalien. Er ist ein Heiligenbildschnitzer."

Die Gesinnung, in welcher Kestner den Künstlern beistand, ergiebt ein Beispiel aus dem November 1840: „Eben zahle ich den letzten Posten ab von Schulden, die ein davongelaufener Künstler hier schimpflich hinterlassen hatte, und dann, auf meine Vorstellung, tüchtig auswärts, in Triest gearbeitet, und nun Alles bezahlt hat." In welchem Maße aber jener Beistand geleistet wurde, davon nur ein Fall: „Ein höchst talentvoller, junger Bildhauer," schreibt Kestner am 22. Novbr. 1836, „Namens Kümmel, Sohn eines Ofensetzers in Hannover, hatte vorigen Winter und Frühling eine wahrhaft glänzende Statue eines nackten Jünglings in Lebensgröße, einen Ballspieler darstellend, gemacht, wozu er das Motiv von den hiesigen öffentlichen Ballspielen genommen hatte." Thorwaldsen, dem Kestner sie vorführte, war bis zu Thränen gerührt von der Schönheit. „In unserm ehrlichen, aber kunstunerfahrenen Hannover war er bereits verkannt und von einem flachen Süddeutschen, Bandel, in den öffentlichen Arbeiten verdrängt; und hätte ich ihm nicht beigestanden, so wäre er empfindlich und verzweiflungsvoll und unvermögend mit seiner kostbar zu transportirenden Statue heimgereis't, ohne irgend eine Aussicht. Nun führt er das Werk auf meine Kosten aus. Ich zweifle nicht, daß es hier an einen reichen Ausländer verkauft wird; der Profit gehört ihm, und dann kann er behaglich und muthig sich seinen ferneren Eingebungen überlassen, und ein Mann von Ruf werden. Ohne meinen Beistand würde er vermuthlich verkommen sein. Dies wird mir allmälig etwa 200 französische Louisd'or kosten; aber was ist das Leben einer edelen Creatur gegen solche 200 Stücke? Ich habe indessen für dies Jahr meine Kutschpferde abgeschafft, und es soll keinem

Anderen etwas abgehen durch diese ungewohnte Ausgabe, die, wenn das Glück wohlwill, schon dadurch erstattet würde, daß etwa die mancherlei Vorschüsse, die ich nah und fern ausstehen habe, nun eingehen sollten. Die Künstler brachten mir ein Ständchen, und überreichten mir ein schönes Gedicht, von dem Hannoveraner Hallmann, einem talentvollen Architekten, geschrieben." Im November 1840 kann Kestner melden, daß Kümmels Ballonspieler vom russischen Thronfolger angekauft sei, und der Künstler bereits drei andere Bestellungen habe. Namentlich Hamburger Aufträge hatte Kestner ihm und Lotsch zugewendet. — Wie er in ähnlich aufopfernder und zugleich zartester, und den Helfer verbergender Weise einmal Platner ein verlorenes Capital ersetzte, mag hier bloß erwähnt werden; gewiß, Kestner durfte in einer erhaltenen Tagebuchäußerung von sich sagen: „Ich verstehe mich auf die Freundschaft."

So lange Bunsens in Rom blieben, — sie reis'ten ab 28. April 1838 — war sein herzlicher Verkehr mit ihnen immer derselbe; wenn er auch klagt, daß in dem Treiben des Winters er sie zu wenig sehe: aber im Sommer in Frascati entschädigte man sich. In einem bald nach ihrem Abgange geschriebenen Briefworte nennt er ihre Abreise „eine der wichtigsten und fühlbarsten Epochen meines Lebens. Noch kann ich mich nicht fassen, um wirklich den Fuß auf den neuen Lebensweg zu setzen. Es ist kindisch von mir, aber wie man einmal geboren ist, so bleibt man!" Wie um sich und die Schwester zu trösten, zählt er die vielen freundlichen Beziehungen auf, die ihm übrig seien. Außer mit seinen diplomatischen Collegen habe er mit verschiedenen in Rom Ansässigen „sehr freundlichen Umgang. Hierher gehört die Familie des Generals Grafen Lepel, Aide de Camp des hier lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, an welcher noch zwei andere Familien, Follard und von Moliere, hängen; ferner Visconti, Valentini, Barberi, Antiquar, Kaufmann, Künstler, beide Letztere sehr attachirte, liebevolle Leute. Sodann eine Schaar von auserlesenen und erwählten Künstlern, deren mehrere meiner im höchsten Grade bedürfen, vornämlich Lotsch mit den Kindern, und die vier Hannoveraner Kümmel, Busse, Kupferstecher, Stralendorff, Maler, Riepenhausen. Die andern Auserwählten sind: Thorwaldsen, mit dem ich unter einem Dache wohne, Overbeck, Volz, Widemann, Elsasser, Frommel, Kübler, Scholl, Heuß, Steinhäuser, Koch, Wittmer, Reinhard, Salter, Gibson, Williams, Rode Vater und Sohn aus Cassel, Macdonald, Phillips, Tenerani, Gnacherini, Benzoni u. a. Noch vergaß ich eine mir nahestehende Familie zu nennen, die arm und anhänglich sind und vortrefflich: Platner, der sächsische Agent beim päpstlichen Stuhle, der in seiner Armuth eine Frau und fünf Töchter und einen Sohn hat .... Nun kommt noch ein Haufen sehr interessanter deutscher Doctoren, d. h. Philologen, die mir gewissermaßen näher stehen als alle Andere, wegen meines literarischen Verkehrs, insonderheit wegen des Archäologischen Institutes, in welchem ich wegen Bunsens Abreise nun den Vorsitz habe

übernehmen müssen. Diese tüchtigen, jungen Gelehrten, zugleich von dem angenehmsten Umgange, sind zwei Abekens, Heinrich und Wilhelm, aus Osnabrück, der ältere Prediger an der preußischen Capelle, also Leiter der hiesigen deutschen protestantischen Gemeinde, von der ich der älteste Vorsteher bin. Dann Lepsius, Sachse, der gewaltige Aegyptier, Braun aus Gotha, originell, talentvoll, tiefer Philologe und sehr braver Mensch, Papencordt, starker Historiker und sehr kernhafter Mensch aus Paderborn, Katholik, Urlichs, lebendiger Kopf, vollgepropft von Kenntnissen, Franz der Hellenist, Verfasser eines Lexicons und einer Grammatik, mit Frau und zwei kleinen Kindern, war immer sehr bedürftig und kostete mir viel Geld, endlich Carl Meyer. Mehr oder weniger bin ich auf sehr vertraulichem Fuße mit allen Diesen; Meyer aber war mein Intimus, und liebt mich mit Feuer. Er war sehr brillant, Philologe, fast Vielwisser, und Dichter. Ich sage war, denn dieser und Franz sind mit Bunsens gegangen."

So sind wir in die Kategorie des rein Menschlichen in Kestners Leben die er, wie wir gesehen haben, von anderen unterschieden wissen wollte durch ihn selbst schon hineingeführt worden; das „Vornehmen und Geringen, soviel man kann, aus der Noth helfen", zählte er selber dazu. Was er an jener Stelle nicht ausdrücklich erwähnt, was aber auf das Schönste in ihm menschlich lebendig blieb bis in sein hohes Alter, ist die Liebe, mit der er an Geschwistern und sonst Verwandten hing. Seine Feier der heimischen Erinnerungsfeste bleibt immer gleich frisch. An seinem eigenen Geburtstage spät in der Nacht aus einer Gesellschaft kommend (1840) sucht er aus seinen Mappen die Portraits aller Angehörigen zusammen, sie noch zu grüßen. Hochbeglückt war er, wenn, was wiederholt geschah, einer oder der andere seiner Neffen eine längere Zeit bei ihm zubrachte, und am höchsten, als sein Bruder Carl und die geliebte Schwester Charlotte den Winter 1844—45 bei ihm lebten. Nicht minder besuchte er selbst, so oft es ihm möglich war, die Heimath.

Aber was er an erster Stelle unter der „menschlichen" Seite seines Lebens versteht, ist, daß er „die Studien nicht ganz verabsäume", daß er „Gelehrtes und Gedachtes empfange und gebe". Wie sehr er in solcher Beziehung im mündlichen Verkehre anregend und bedeutend war, bezeugen Gerhard und Emil Braun. Ersterer indem er von der Zeit der hyperboräisch-römischen Studien (2, 314) sagt: „Kestner gewährte durch seine schönen Sammlungen und durch seine Gastlichkeit den dauerndsten Anlaß und Mittelpunkt belebter Gespräche über die tagtäglich neu vermehrten Gegenstände alter Kunst; wie denn auch persönlich sein bei vielseitiger Empfänglichkeit ungetrübter Geschmack den Freunden oft leitend war." Braun, indem er als Secretair des Archäologischen Institutes an Kestners für die Alterthumswissenschaft wichtige spätere Thätigkeit erinnert (Bulletino 1853 p. 97. fg.), und rühmt, er habe theils auf die Entwickelung des Institutes einen wenn nicht umfänglichen, so doch entscheidenden Einfluß geübt, theils mit dem sichersten und feinsten Kenner-

geschmack mehr als ein Kunstwerk der Vergessenheit entzogen, hebt insbesondere seine auf umfängliche und genaue Studien gegründete Kenntniß der geschnittenen Steine und der Menge sonstiger Miniaturkunstwerke des Alterthums hervor, die für die Wissenschaft der alten Kunst nicht ungenützt zu lassen eine Hauptangelegenheit seiner Kunstliebe gewesen sei. Nicht allein sei seine eigene mit größter Sorgfalt zusammengebrachte bedeutende Sammlung in dieser Richtung höchst ausgezeichnet gewesen, nicht nur habe zuerst er für rationell geordnete Sammlungen von Nachbildungen dieser Dinge gesorgt, sondern namentlich über die Entwickelung der Kunst und des Kunsthandwerkes, durch welche solche Anticaglien hervorgebracht sind, habe er so gründliche Kenntnisse gehabt, und sie in so exacter und präciser Form, namentlich bei Vorweisung von Theilen seiner Sammlung mitgetheilt, daß er darin von den berühmtesten Theoretikern nicht sei übertroffen worden. In den Handbüchern der Archäologie fehle Dergleichen; Kestner aber habe in der Darlegung dieser Kunstregeln einen Scharfsinn und eine Gedankenklarheit entwickelt, die den Leistungen der bedeutendsten und glücklichsten Kritiker ebenbürtig, in der Anwendung auf den Einzelfall sie oft übertroffen habe.

Der allmähliche Erwerb, die Ordnung und Erweiterung, das Studium dieser Sammlungen, die sich nicht auf die genannten Gegenstände allein, sondern auch auf größere Antiken, auf Gemälde und Handzeichnungen erstreckten, und zusammen einen der Anstrengungen und der Geldopfer eines langen Lebens würdigen Schatz bilden, der sich gegenwärtig in der Hand eines Kestners Bestrebungen fortführenden Neffen, Herrn Herrmann Kestner in Hannover, befindet, gehörte gleichfalls zu den in seinem Sinne „menschlichen" Beschäftigungen, die er mit Eifer betrieb.

Außerdem hat er dabei schriftstellerische Arbeiten im Auge. Von diesen ist nicht Weniges zerstreut und ohne Namen erschienen; in der damals von Pertz redigirten Hannoverschen Zeitung, wo insbesondere römische Culturbilder sich finden, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den Publicationen des Archäologischen Institutes, dem Kunstblatte. Auf solche Einzelaufsätze einzugehen versagen wir uns. Dagegen dürfen wir nicht übergehen eine 1830 in Berlin bei Reimer erschienene „Abhandlung über die Frage: wem gehört die Kunst?" — Sie will (S. 10) untersuchen, was es sei, das zu Urtheilen über die Kunst berechtige; ob die dem Künstler beiwohnende Fähigkeit, das Kunstwerk auch hervorzubringen, oder ob das Kunststudium des „Philosophen", welches die Kunstwerke in ihrer ästhetischen und historischen Bedingtheit zu verstehen bemüht ist. Die Kunst ist (S. 13 fg.) Sprache; es gilt, sie verstehen. „Die Hände treiben das Werk, die Seele betrachtet die Erscheinung, der Künstler sieht das Kunstwerk zum Theil mit den Augen der Hand, der Philosoph nur mit den Augen der Seele; jener das Werden, dieser das Gewordene, der Künstler das Werk, der Philosoph die Erscheinung." Nun ist „die Kunst etwas Historisches; kein Kunstwerk wird ganz begriffen, wenn nicht als Glied in der Geschichte der Menschheit betrachtet. Wir sehen die Zeit eine solche Gewalt

über die Künstler ausüben, daß nicht der reichste und mächtigste König, nicht der hochbegabteste Künstler sich von ihrer Macht zu lösen vermag, daß die Hand des ungläubigen Pietro Perugino, gleichsam wider Willen, gezwungen war, Andacht und Glauben in seinen heiligen Familien darzustellen und zu befriedigen, daß zur Zeit der gesunkenen Kunst das begabteste Genie umsonst nach dem Style ringt, welcher die Epoche eines Rafael bezeichnet. Denn das noch so hohe Wirken des Einzelnen bewegt sich nicht über die Grenze des Zwanges der höheren Nothwendigkeit hinaus, und die Kunst ist Eigenthum des Volkes. Der eine thut, was der andere denkt und will." Diesen Zusammenhang verstehen und aussprechen lernen, ist die Aufgabe des Kunstphilosophen; „der Künstler weiß, der Philosoph weiß zu benennen" (S. 34.). Allerdings kann er die Kunst nicht auf Regeln zurückführen: „Alle Systeme werden vor Gottes Augen verfehlt dastehen, denn die Natur wird von keinem menschlichen Auge gesehen wie sie ist." So also sieht der Künstler das Kunstwerk zwar in manchen Punkten richtiger, aber er sieht es einseitiger als der Kunstphilosoph. Kestner will die beiderseitige Berechtigung und gegenseitige Bedingtheit Beider zeigen; er unterzieht sich Dem mit heiligem man möchte zuweilen sagen fast religiösem Ernste, und entfaltet vor den Augen des Lesers seine innerste Seele.

Zehn Jahre später erhielt er Anlaß zu einer anziehenden Exemplification. Sein Freund Overbeck hatte für das Städelsche Institut in Frankfurt sein großes Bild „Triumph der Religion in den Künsten" vollendet, und eine „Erklärung" dazu geschrieben, in der er mit warmer Herzlichkeit, aber in den Schranken enger katholischer Gesinnung, den Kunstjünger nur im Dienste der Religion seine Kunst zu betreiben vermahnt. Jede Kunstübung allein um der Kunst willen verwerfend behauptet er, von Rafael und Michelangelo sei, indem sie solche Richtung einschlugen, „die Apostasie in der Kunst" begangen worden, deutet die heidnische Kunst „als zertrümmerter Götze auf dem Boden liegend" an, und vermahnt den Künstler, das Heidenthum als solches „mit entschiedener Verachtung liegen zu lassen", und Kunst und Literatur der Alten nur zu benutzen, „wie die Kinder Israel die goldenen und silbernen Gefäße aus Aegypten mitgenommen" haben, um sie „zum Dienste des wahren Gottes in seinem Tempel einzuschmelzen und zu heiligen". An dieser Stelle des Schriftchens hat Kestner an den Rand geschrieben: Sancte Crispine, ora pro nobis! Aber er ließ es nicht beim Scherze, sondern gab im nächsten Jahre (1841) bei Wilmans in Frankfurt eine kleine Gegenschrift heraus: „Overbecks Werk und Wort, ein Aufsatz von einem römischen Kunstfreunde." Mit freudiger Bewunderung und ohne Aber erkennt er das Overbeck'sche Werk an; mit nicht minderer Wärme bekämpft er die Beschränktheit des Wortes. Von Rafael sagt er dabei: „wenn sein unermeßlicher Ideenreichthum nach allen Seiten hin ausstrahlte, kann man wünschen, daß von ihm auch das kleinste Werk nicht existiren möchte? Von Ihm, der nur in schönen Gestalten dachte, mußten Scherz und Muthwille, ohne welche ein

großer Mann nicht leben kann, zu Gestalten werden; von ihm . . . sollten wir uns bedenklich zeigen, seine Wohlthaten in jeder Miene seiner Laune anzunehmen?" Unhistorisch erscheine Overbecks „harter Ausspruch" außerdem, sobald man sich einerseits des letzten rafaelischen Werkes, der Transfiguration, andererseits seiner Tapeten erinnere, „welche sämmtlich religiösen Inhalts sind, und zu seinen vollkommensten Werken gehören, und, während sie eine glänzende Befruchtung seines Genies mit antiker Kunst bekunden, in die späteste Zeit seines Lebens fallen". Aehnlich tritt Kestner für Michel-Angelo ein, oder sagt vielmehr, das sei nicht erst nöthig (S. 14. 15.). Ehedem hatte Kestner die Kunstrichtung, die Overbeck vertrat, gegen Goethe in Schutz genommen. Er verwarf sie auch jetzt nicht: „Der Christ soll christlich malen, denn sein höchster Beruf ist, so sagen wir mit Overbeck, das Heilige zu verherrlichen." Aber darum die ewige Naturschönheit der antiken Kunst geringgeschätzt zu sehen, das duldete er nicht. Er ist vielmehr überzeugt, „daß wir als Christen heiteren und freien Blicks in die reiche Welt schauen dürfen und sollen; — und das beweisen wir so: Du bist ein Künstler" — er redet Overbeck an — „liebst also das Schöne. Du bist ein Künstler und weißt folglich, daß das Schöne von keinem Volke so hoch erfüllt wurde, als von dem Volke der Griechen. Was das Schöne sei, können wir zwar nicht aussprechen, aber wir kennen es und wissen, daß es von Gott kommt. Gott muß es folglich den Griechen gegeben haben, und mit Freuden hat Er gewiß, um menschlich zu reden, auf Griechenland hingeschaut. Ist das nun Gott nachahmen, wenn wir sauer sehen und die Stirn finster ziehen, weil es nicht christlich ist? Ein Wald, eine Quelle, Thäler und Hügel sind schön, sie sind weder christlich noch heidnisch." Die „Götzen" — nach Overbecks Ausdruck — „welche Venus von Melos, Minerva, Niobe, Juno heißen, werden in göttlicher Ruhe noch nach Jahrtausenden die edelsten Menschen erquickend anlächeln, unbekümmert über die mancherlei Worte, die in mancherlei Zeiten um sie her in den Lüften verwehen" (S. 7. 11.). Widersprach Kestner in solcher Weise um seines Kunstgewissens willen mit aller Entschiedenheit, so that er es doch so freundlich und fein, daß auch der Gegner die Blätter nicht ohne einen wohlthuenden Eindruck aus der Hand legen konnte. Die Freundschaft der Beiden bestand unvermindert fort.

Kestner ist auf die Fragen, welche er in seinen drei Schriften von 1817, 1830 und 1841 berührt, auch in den Römischen Studien zurückgekommen; indeß was er aus jenen Schriften dort wiederholt, ist kein genügendes Bild von dem persönlichsten Herzensantheil, den das Pathos der älteren Aeußerungen kund giebt. Mehr ist dies mit den die Musik betreffenden Abschnitten der Studien der Fall; namentlich faßt der über Rossini den Inhalt älterer Aufsätze gut zusammen, deren bedeutendster ein Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom December 1842 über Rossinis Stabat Mater war. Kestner verkennt keineswegs Rossinis außerordentliche Begabung, aber er

wirft ihm vor, in die Musik die Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit des Salons getragen, „elegante Gemeinheiten“ darin begangen zu haben, und solche „Rohheit und Leichtfertigkeit“ versetzt den, welchem die Musik etwas Edles, Hohes, Heiliges ist, in sittlichen Zorn. Am widerwärtigsten zeige sie sich in jenem Stabat Mater. Auch von Anderen sei der heilige Styl in ihren Messen verfehlt worden, „weil durch eine zu lange Praktik in anderen Sphären sich ihrer eine weltliche Art sich auszudrücken bemächtigt hatte. Aber keiner hat doch, wie Rossini in seinem Stabat Mater, sich einer Sünde gegen das Christenthum schuldig gemacht. Die Behandlung des für die Mitwelt tragischsten Gegenstandes hat er durch die Mittel seines scherzhaften Styls vollführt, und den Schmerz der Mutter Gottes beleidigt, wenn nicht verhöhnt, da er ihn dazu verwendet, sich schön damit zu machen.“ In Italien sei die Musik überhaupt durch Rossini degenerirt worden. „Wie reizend waren unsere Träume von den italienischen Serenaden, von denen wir vor Zeiten lasen und erzählen hörten . . . Dank sei es dem lieblos flachen Musikgetändel, dessen Charakter wir dargestellt haben, die Stimme der Natur ist vertrieben aus den italienischen Sommernächten. Nicht mehr harmonirt hier ein edler, zarter Gesang mit den sehnsüchtigen Sternen und dem tröstenden Monde; anstatt des Nachtgesanges, dessen Sänger vielleicht mit Freudenthränen heimlich errathen wurde, braus't nun durch die Straßen abgenutztes Walzergeklingel . . . Der Liebesgesang ist vertrieben durch flache Lustigkeit.“

Schon früher als die letztgenannten literarischen Arbeiten Kestners liegt eine erst nach seinem Tode veröffentlichte. Seine Mutter hatte ihm vor seinen Geschwistern die als Andenken ihrer Jugend treu bewahrten Goethebriefe hinterlassen; als er nun, nachdem erst sie, hierauf auch Goethe gestorben war, von Herbst 1833 bis in den Anfang 1834 einen zweiten Besuch in Deutschland machte, sowohl in Hannover, wie in Thann, benutzte er letzteren Aufenthalt, diese Briefe abzuschreiben und zur Herausgabe zu ordnen; seine Einleitung dazu ist in Thann geschrieben, und später nur in Etwas überarbeitet; so kommt es, daß die erst zwanzig Jahre später gedruckte von Goethes Tode als von einem vor Kurzem eingetretenen Ereignisse redet. Kestner wollte die Briefe schon damals veröffentlichen, in der richtigen Empfindung, daß sie nur beitragen können, das Andenken seiner Eltern zu ehren; aber nicht alle seine Geschwister dachten so, namentlich nicht Schwester Charlotte. Sie konnte Goethe die Nichterfüllung seines Versprechens, daß er bei einer neuen Ausgabe des Werther der mißverständlichen Verwechselung ihrer Eltern mit Albert und Lotte entgegentreten wolle, nicht verzeihen, und wollte nicht hören, wenn ihr Bruder, sich auf Rehberg, der jene Zeit noch erlebt hatte, berufend, die Erfüllung für eine Unmöglichkeit erklärte. Es war, wie wenn man zum Fenster hinausschießt, pflegte Rehberg zu sagen; der Schuß ist da, er hat gewirkt, Niemand vermag Das zurückzunehmen. Mit Gefühlen ist nicht zu streiten; Kestner fügte sich also für den Augenblick, und hat sich gefügt

bis kurz vor seinem Tode; er las aber die Briefe, gewöhnlich auf zwei Abende vertheilt, gern vor; und man muß vor 1848 jung gewesen sein, um ganz zu verstehen, mit welcher beglückten Andacht ihm dabei zugehört wurde. Schließlich setzte er sich über jene Widersprüche hinweg, gab Ende 1852 das Manuscript zur Veröffentlichung an Cotta, und bestimmte das Honorar zu einer Familienstiftung. Noch von seinem Todbette ließ er den Widersprechenden sagen: er wisse, sie würden ihm verzeihen; nur zur Ehre der Mutter habe er gehandelt.

So haben wir versucht die Interessen und die Thätigkeiten zu überblicken, in denen Kestner alt wurde. Unterbrochen ward sein römisches Leben, außer den dazu gehörigen Villegiaturen, nur durch gelegentliche Aufenthalte am Hofe von Neapel oder durch Reisen in die Heimath (1837, 1842), die stets mit gleicher Lebhaftigkeit der Eindrücke, die sie brachten, zurückgelegt und mit gleich freudiger Befriedigung, wie die früheren, beendet wurden.

Wer um die Mitte der vierziger Jahre den damals fast Siebenzigjährigen sah, der hätte ihn für so alt nicht halten sollen. Es war natürlich, daß der unverheirathet gebliebene Mann in der Gewohnheit des diplomatischen Gesellschaftsverkehres die Allüren eines jüngeren behielt. Seine elegante, nicht große Gestalt bewegte sich rasch, und gebot mit sicherer socialer Gewandtheit über wohlgeschonte Körperkräfte. Ermüdung kannte er nicht und hat dadurch noch 1851 in Paris drei jüngere Verwandte, welche ihm als Führer dienten, jeden Tag einen nach dem andern verbraucht. Und mit welcher Frische er sich geistig noch in umfangreichen Gebieten thätig erwies, das zeigen z. B. seine Römischen Studien. Wollte man ihn näher charakterisiren, so konnte dem, welcher für solche Dinge Sinn hat, seine Verwandtschaft mit jenem im Anfange dieser Erinnerung erwähnten höheren Beamtenthume aus den letzten Zeiten des Kurfürstenthums Hannover nicht entgehen: er hatte in seiner Isolirung zu Rom nicht wenige Züge erkennbarer bewahrt, als Die, welche in Hannover selbst die Entwickelung seit 1815 miterlebt hatten. Waren die höheren Interessen der Brandes und Rehberg ethisch-politische, so waren die seinen der Aesthetik und Kunstgeschichte zugewandt, im Uebrigen erwies er sich deutlich als ihr Nachfolger: dasselbe starke Bewußtsein geistiger und nicht bloß geistiger Vornehmheit, aber dieselbe starke Empfindung von den Pflichten, welche sie auflegt. Daß dem Amte mit unbedingter Treue Genüge zu leisten sei, daß die Arbeit, welche erfordert wird, um eine reiche Bildung auf der Höhe der Zeit zu erhalten, niemals ruhen dürfe, daß sittlich und social in großen und in kleinen Dingen Nichts erlaubt sei, was mit dem in Anspruch genommenen geistigen Adel nicht in Einklang war, das Alles wurde, und zwar mit bewußt bürgerlicher Schlichtheit, als selbstverständlich behandelt, und, soviel menschliche Unvollkommenheit zuläßt, auch erfüllt. Ich darf an den in Goethe's Wilhelm Meister behandelten Gedanken der äußerlich und innerlich harmonischen Ausbildung einer bürgerlich-adeligen Persönlichkeit erinneren, welche der durch die Geburt vornehmen Welt vollkommen eben-

bürtig sei: wenn man näher die Gesinnung des althannover'schen „Zweiten Ranges" betrachtet, so erkennt man, daß Goethe's Gedanke in der Periode, als Wilhelm Meister entstand, in gewissen Kreisen ein Gedanke der Zeit war, und auch Kestner drückt ihn in seiner Weise aus, wenn er an einer schon einmal angeführten Stelle seiner Tagebücher sagt: „sich selbst ehren und alles Andere lieben, ist der Sinn des Rechten und Schönen, und umfaßt das geistige Dasein des Menschen". In der althannoverschen Beamtenschaft hatte die Darstellung jenes Gedankens einen Zug von Pedanterie und Enge, sie bewegte sich in den gemessenen Formen der Zopfzeit. Bei Kestner konnte sich eine leise Erinnerung an dies Costüm noch einmal geltend machen; aber in allem Wesentlichen hatte sein Künstlerverkehr und sein langes Leben in den großen Verhältnissen Roms ihn über solche Enge des Gesichtskreises innerlich erhoben auf die Höhe edelster weltbürgerlicher Humanität. Daß er in Rom lebte, war für eine Natur von Anlagen und Richtungen wie die seinen, von so persönlichstem Bedürfniß des Betrachtens und Studierens der schönen Kunst, von so warmem wohlwollenden Wohlgefallen am Verkehr mit vielen Menschen, ein gar nicht genug zu schätzendes Glück. Gerade an diesem Platze fanden seine Anlagen ihre volle innere Befriedigung; die glücklichen Erfahrungen solcher Eindrücke halfen ihre harmonische Ausbildung vollenden.

Und reden wir von diesem inneren Einklange, so erfordert auch noch die religiöse Seite, die wir schon mehr als einmal haben zu Wort kommen hören, eine kurze Aufmerksamkeit. Kestner war erzogen in dem ehrenfesten Rationalismus, von welchem mit Ausnahme vielleicht Zimmermanns der ganze hannoversche Kreis, in dem er seine Jugend zubrachte, beherrscht ward. Voll Ehrfurcht vor dem Christenthum, wie wir gesehen haben, war er der katholischen Kirche freundlich gesinnt als der Pflegerin der Künste, der evangelischen Kirche geneigt als derjenigen, welche individueller Freiheit mehr Raum läßt. Er entzog sich ihrem Gemeindeleben nicht, wenn er auch keineswegs war, was man kirchlich hätte nennen können. Von den Elementen der Romantik, die er in sich aufgenommen hatte, und von der Art seines Antheils an den Gesichtskreisen der Künstler und der Kunst kam ihm, daß er sein Christenthum als eine Sache des Gefühls behandelte, über die zu sprechen er am liebsten vermied. Von der Bewegung innerhalb des Protestantismus, die sich gerade seit er Deutschland verließ dort entwickelte, war er in Rom unberührt geblieben. Ueberhaupt war Kestner, sagt der Gewährsmann, auf welchen wir uns hier stützen, eine auf strenges Verfolgen der Consequenz bestimmter principieller Standpunkte nicht angelegte, den Disharmonieen des energischen Gedankenkampfes ästhetisch abholde Natur. Indem er ihn mit Bunsen vergleicht, nennt er ihn eine mehr weibliche; was keinen Tadel enthalten soll, und auch noch nach anderer Seite von ihm gesagt werden könnte.

Den im Jahre 1846 gewählten Papst Pius IX. konnte er nicht anders

als mit Freude an seinem ersten Auftreten begrüßen: es ist noch eine Sammlung von allerhand dasselbe betreffenden Anecdoten übrig, die er sich damals angelegt hat. Allein bald erkannte er die Unzulänglichkeit des Mannes. Nachdem der Papst am 24. November 1848 aus Rom entflohen war, schreibt er (1. December): „Schrecklich und die hiesigen Umstände sehr verschlimmernd war die Ermordung des Grafen Rossi, das Resultat einer Verschwörung von — so scheint es — mehreren Hunderten, und zu der vielleicht die jetzt Regierenden mitgewirkt haben. Deshalb schloß sich die Rebellion des folgenden Tages unmittelbar daran, wo der Papst durch seine eigenen Truppen, vor seinem Palaste aufgestellt, und durch Drohungen gezwungen wurde, das neue jetzige Ministerium anzunehmen. Das war am 16. Abends. Am 17. Morgens begab sich das ganze diplomatische Corps zu ihm und bezeugte seinen Antheil. Gewaltsame Acte, die wir erwarteten, fielen dann nicht mehr vor; der Papst aber protestirte in unserer Gegenwart gegen das ihm durch Zwang aufgedrungene neue Ministerium. Als indeß am 21. der Minister der auswärtigen Angelegenheiten es nun als von ihm eingesetztes bekannt machte, bat uns aus Furcht der Papst, die Reception seiner Note zu bescheinigen. Am 24. Abends machte er sich dann davon, und nun fährt derselbe Minister fort, uns seine politischen Mittheilungen zu machen, und wir stehen zwischen den beiden widersprechenden Handlungen der forcirten Annahme und des protestirten Ministeriums. Bis dahin haben wir uns ferner mit Bescheinigung der Reception geholfen; aber lange geht das natürlich nicht mehr . . . . vielleicht wird diesem Zustande abgeholfen, wenn der Papst uns zu sich ruft. Er ist soviel man weiß noch in Molo di Gaeta . . . Unsere Nachrichten daher sind sehr unvollkommen und daß er uns im Stiche läßt und gar keine Erklärung von sich giebt über die Regierung seines eigenen Landes ist unrecht; aber ganz in seinem schwachen, elenden Charakter, ohne Entschluß.“ Wenige Tage nachher erfolgte die Berufung des diplomatischen Corps zum Papste, und auch Kestner begab sich nach Gaeta und hierauf, weil er in Gaeta nicht untergekommen war, nach Neapel; von da schreibt er am 19. December: er wisse daß der Papst, wie an alle gekrönten Häupter, so auch an den König von Hannover, „um Beistand rufend“ geschrieben habe.

Hier in Neapel erhielt Kestner um Mitte Februars 1849 seine Abberufung als Gesandter, weil die römische und die neapolitanische Legation aus Sparsamkeitsrücksichten aufgehoben worden waren. Die Maßregel war vom Landtage ausgegangen und kam also nicht unerwartet; doch fühlte Kestner sich schlecht behandelt, als seine Pension auf nur etwa den dritten Theil seines bisherigen Einkommens festgestellt ward. Nachdem sich aber zeigte, er werde mit einigen Einschränkungen in Rom fortleben können, hielt er sich bei diesen Gedanken nicht unnöthig auf, sondern griff ohne Weiteres zu literarischer und künstlerischer Arbeit; dann ging er nach Sorrent, von wo aus er durch H. Abeken über den Verlag seiner „Römischen Studien“ abschloß,

und hierauf, ohne „die Entwicklung der Tragödie in Rom" abzuwarten, zu den Verwandten nach Deutschland. Erst spät im Jahre kehrte er nach Rom zurück, wiederholte die deutsche Reise 1850, wobei er namentlich in Berlin, erst bei Usedom, dann bei Lepsius wohnend, „wegen der Fülle der Freunde" — er nennt Usedom, Lepsius, Cornelius, mit dem er „jede Falte des Herzens" berührte, Gerhard, Pertz, die Grimms, Olfers — und indem er auch alte diplomatische und römische Bekanntschaften, bis zum Könige hinauf freundlich aufgenommen, cultivirte, viel Vergnügen hatte, aber eben deswegen „von der Stadt und den Merkwürdigkeiten nach meinen Bedürfnissen wenig" sah. Er war auch im Theater und hörte berühmte Musikstücke: Mendelssohns Elias entsprach seiner Erwartung nicht, und Meyerbeers Prophet „empörte" ihn. So ging er, der verschiedensten Reiseeindrücke voll, im November nach Rom zurück, und schildert die Nöthe der Seereise von Genua nach Civita Vecchia mit heiteren Farben.

Im Mai 1851 reis'te er über Paris, wo die Elsasser Verwandten sich der Nationalversammlung wegen aufhielten, und über Havre, wo sein jüngster Bruder als Kaufmann und Consul etablirt war, nach London zum Besuche bei Bunsens. Paris gefiel ihm ausnehmend, insbesondere fand er die Bauten und namentlich den Louvre schön: er setzte in dieser Beziehung Paris weit über London. Die Ueberfahrt von Havre nach Southampton war stürmisch, die Fahrt nach und durch London nicht ohne Beschwerde; aber Alles war vergessen, als er in Abbey Lodge, wo er bei Bunsens Sohne wohnen sollte, ankam und „die schöne Erscheinung von Ernst Bunsen" ihm voll Empfangsjubel entgegentrat. Abends wiederholte sich derselbe im Hause der Eltern; „ich war wie in Abrahams Schooß." Auch bei einem Landaufenthalte mit den Freunden fühlte er sich in hohem Maße glücklich. Zuerst bei Baron Stockmar, dann in einer Gesellschaft der Königin, zu der er befohlen ward, sah er Prinz Albert, der, sammt der Königin und vielen Andern, ihn auszeichnete. Das interessanteste Resultat dieser Reise bleibt indeß ein Brief Bunsens vom 2. August 1851, mit welchem er an Kestner Papiere zurücksendet, die dieser ihm mitgetheilt hatte. Kestner hielt die Aufhebung der hannoverschen Gesandtschaft zu Rom für unzweckmäßig, und empfand die Art, wie sie in gewissen hannoverschen Kreisen, wo man sie als von jeher ein bloßer Luxusartikel gewesene darstellen wollte, wie ein Unrecht. Er hatte daher eine Denkschrift ausgearbeitet, in welcher er nachwies, was sie bedeutet und wieviel sie genützt habe, wollte diese Schrift zu den hannoverschen Acten geben, und hatte sie jetzt Bunsen vorgelegt.

Dieser antwortet: „Mein theurer und verehrter Freund. Indem ich Dir die mir anvertrauten Schriftstücke, die Einziehung Deiner Gesandtschaft und Dein Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Archiven Hannovers, betreffend, mit aufrichtigem Danke zurückreiche, fühle ich mich im Herzen gedrungen, Dir meine innerliche Freude darüber auszudrücken, daß Du diese Form gewählt hast, um Deiner würdig aus einer Wirksamkeit zu

scheiden, welche für unser gesammtes deutsches Vaterland, und für Kunst und Wissenschaft überhaupt, so ersprießlich und segensreich gewesen ist. Ein Ehrenmann, welcher in den öffentlichen Dienst eingetreten, nicht um sich, sondern um dem Allgemeinen zu dienen, und sein Leben daran gesetzt, dieses in der That, also mit Hingebung und Aufopferung durchzuführen, der muß am Abende seines Lebens nicht zugeben, daß Kleinlichkeit, erbärmlicher Kastengeist, hochmüthiges Junkerthum und alle nie absterbende Gemeinheit seine stille und bescheidene Zurückgezogenheit benutzen oder späterhin benutzen könnten, um das pflichtmäßig, aber mit Ehre und Ruhm Gethane nicht allein in Schatten zu stellen, sondern zu vernichten, und durch Verleumdungen in sein Gegentheil zu verkehren. — Was Du dort in einer bescheidenen Apologie gesagt, ist vor den Augen des in Rom sich sammelnden Europa geschehen; und hättest Du eines weiteren Beweises bedurft, so würdest Du ihn hier in England gefunden haben, in der mehr als anerkennenden, in der dankbaren Liebe und Anhänglichkeit, welche Dir hier vom Throne beginnend von allen Seiten entgegengekommen ist. Es gehört zu den Freuden und Segnungen meines Lebens, während eines zwanzigjährigen schönen Zusammenwirkens und gemeinsamen Strebens in Rom Zeuge gewesen zu sein von der Ehre, welche Du dort verdient genossest. Die ehrenvollen Anerkennungen Deiner Vorgesetzten und Deiner Könige beziehen sich zum Theil auf diplomatische und also der Oeffentlichkeit noch nicht erschlossene Thatsachen und Erfolge; allein was vor aller Welt Augen dalag und noch daliegt bedarf nicht allein keiner solchen Anerkennung, sondern entzieht sich ihr auch. — Wir stehen Beide am Abende unseres Lebens und genießen des Friedens von innen und des Sonnenscheins von oben, welchen weder Anfeindungen noch Neid uns nehmen, und ebenso wenig die Stürme und Verfinsterungen uns entziehen können, die sich über Europa und namentlich über unserm geliebten Vaterlande, vor Allem aber über dem ewig theuren Rom, dem Capitole und allen sieben Hügeln der einzigen Weltstadt drohend und schicksalsvoll zusammenziehen. Ich danke Gott, daß er zu dieser Zeit uns ein wenngleich kurzes Wiedersehen in diesem Lande wahrer Freiheit und treuer Anhänglichkeit gegeben hat. Habe Dank und lebe wohl! Dein Bunsen."

Dieser Brief ist ein Zeugniß, dem wir Nichts hinzuzufügen brauchen.

Von England kehrte Kestner über Hannover, wo er seines ältesten Bruders goldene Hochzeit mit feierte, nach Rom zurück. Ruhe hatte er hier, auch seit er nicht mehr Diplomat war, keine. Die Klagen, wenn man es Klagen nennen will, daß er vor vielem Verkehr mit Einheimischen und Fremden zu nichts Anderem gelangen könne, gehen ganz wie in früheren Jahren fort; Briefe vom 30. December 1850, vom 25. November 1852 sprechen sie mit fast denselben Worten, wie die von 1828 oder 1830 aus. „Ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist," heißt es 1852, „und wie sie so schnell gelaufen; weiß kaum wie der vorige Tag ausgesehen hat, wenn der neue anbricht. Wessen Augen nicht den ganzen Tag auf mir ruhen, der

begreift es nicht; aber das zu Viele, was auf mir liegt und um mich her tönt, macht mich weniger als halb. Man hat gut sagen: reiß Dich heraus. So sagt Jemandem, der harmlos ein Bändchen an seinen Arm binden ließ, und nicht wußte, daß es unabsehbar lang und eine unzerreißbare Kette war, die unvermerkt ihn stündlich mehr umschlang und umwickelte. Und nun er eingewickelt ist, sagt noch: reiß Dich heraus! Ich kann die Leute nicht todtschlagen, die schon vor Jahren mich hier kannten und freundlich und hülfreich fanden, und will auch nicht so liebe Leute todtschlagen oder vor den Kopf stoßen und von ihnen hören: ist das Kestner, den die ganze Welt den freundlichen, den aufopfernden, den wohlwollenden nennt? Und nicht nur mit den Wiederkehrenden, sondern auch mit den Schaaren ist es ebenso, welche die alten Freunde in meine Hände schicken, um ihnen beizustehen. Die große Menge von Bekannten, die ich habe, und die sich untereinander nicht kennen, die kosten mir soviel Zeit." „Man ist einmal" sagt er 1850, „gewohnt mich als einen europäischen Mann zu betrachten." Wollte er sich zurückziehen und „gegen Gewohnheit und Naturell" sich als nicht mehr so hülfreich wie ehedem einen schlechten Namen machen, „so müßte ich in die Zeitungen setzen lassen, daß meine unzähligen Freunde, die so sehr an mir hängen, die Ihrigen nicht mehr an mich adressiren sollten." Das könne er nicht.

Auch 1852 war er wieder in Hannover gewesen; was ich ausgehoben habe, ist aus dem Briefe, den er nach seiner Rückkehr schreibt, und in welchem er meldet, das erste Mal in seinem Leben habe er sich den Tag nach der recht beschwerlich gewesenen Rückreise, allerdings einen Siroccotag, müde gefühlt. Er hatte in Hannover den damals in seinem Anfangsjahre regierenden König Georg gesprochen, rühmt den gutmüthigen Ton am Hofe, der ganz anders als der unter Ernst August sei, hatte vom Könige Hoffnung auf Wiederherstellung der römischen Gesandtschaft mitgenommen, die er ohne pecuniäre Entschädigung, blos um mehr nützen zu können, wieder zu übernehmen bereit war; indem er über diese Dinge ein Memoire schrieb, ging as Jahr zu Ende. Am 2. Januar 1853 heißt es im Tagebuche, er habe dnicht in die Kirche gehen können „über den vielen Menschen und Sachen", am 3., wo er die Verse zu einem auf Epiphania anzuzündenden Weihnachtsbaume schrieb: „sehr viel Zeit kosteten mir die Besucher meiner Kunstsachen". Auch seine Geselligkeit blieb den Winter hindurch die alte, noch am 2. März war er nacheinander in zwei Abendgesellschaften.

Eine Erkältung, welche er anderen Tages fühlte, schien erst unbedeutend' verschlimmerte sich aber am 4., und als am 5. gegen Abend sein alter Freund Lotsch zu ihm eintrat, um ihn zu besuchen, fand er ihn mit dem Gedanken, daß es zum Sterben gehe, bereits vertraut. Der mehr als Fünfundsiebenzigjährige hatte sich zwar nicht gern, aber er hatte sich schnell und ergeben darin gefunden, und starb wenige Stunden nachher. Ein damals in Rom studierender Großneffe, Lotsch, Kestners Secretär, seine Diener waren

um ihn. Alle seine geliebten Verwandten ließ er, sie einzeln beim Namen nennend, noch einmal grüßen; von seiner Umgebung nahm er mit eben der freundlichen Güte Abschied, die er stets für sie gehabt hatte, und entließ sie dann in's Nebenzimmer. Nach wenig Minuten war er still und ohne Kampf entschlafen. Sein letztes Wort im Rückblick auf sein verflossenes Leben war mit Erinnerung an das καλοκἀγαθὸς des Alterthums, er habe „gut und schön" gelebt; in seiner Gesinnung drückte es seinen Dank gegen Gott für diese glückliche Lebensführung aus.

Der preußische Gesandte von Usedom, auf den und auf dessen Haus, eingeschlossen seine Schwiegermutter Lady Malcolm und ihre Töchter, Kestners alte Freundschaft mit Bunsens sich übertragen hatte, trat ein, als Kestner eben hinübergegangen war. Er hat einige Wochen nach seinem Tode und seinem mit großer Theilnahme begangenen Begräbnisse bei Gelegenheit einer Gedächtnißfeier im Archäologischen Institute (21. April 1853) das Andenken des Verstorbenen mit einem Worte geehrt, welches wir, weil es eben so wahr ist wie schön, gern wiederholen. Vorher hatte Braun, mit Erinnerungen, deren schon gedacht ist, Kestners Verdienste um die Archäologie überhaupt und um das Institut insbesondere besprochen, und dabei unter Anderem Das hervorgehoben, wie Kestner niemals das Seine gesucht habe, sondern immer nur Andere zu fördern beflissen und dann durch die Erfolge der Freunde beglückt gewesen sei. An Brauns Rede knüpfte Usedom an, und indem er seine langjährige vertraute Freundschaft mit dieser „anima candida" als einen der besonderen Vorzüge seines Lebens pries, fuhr er fort: „Kestner hat gänzlich und im eigentlichen Sinne gelebt im Edeln und Schönen. Diese edelste Schönheit war eine Sache nicht bloßer Beschäftigung oder Unterhaltung, sondern der Gegenstand solcher Verehrung für ihn, die ein Gottesdienst genannt werden konnte; sie war ihm eine beseelende und begeisternde Kraft des Lebens. Sein Denken und Handeln empfing von ihr die Anregung. In dieser Gestalt soll sein schönes und edles Bild in unserem Gedächtniß fortleben."

Frau Bunsen sagt in der Biographie ihres Mannes, indem sie ein Goethewort auf Kestner anwendet, nur die Freundschaft habe „den ganzen Inhalt seines Werthes ermessen" können. So seien die Worte des Freundes hier der Schluß.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

Mejer, Otto,

Der römische Kestner

Breslau [1883]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11571463-5